

Der Wandalenfund von Czéke-Cejkov.

Von Eduard Beninger.

(Mit 14 Tafeln und 1 Textfigur.)

Der geschlossene Fund, der in der vorliegenden Arbeit zum erstenmal eine ausführliche Untersuchung erhalten soll, kam sofort nach seiner Auffindung in die Antikensammlung des Kunsthistorischen Museums Wien. Im Museumsinventar, im amtlichen Briefwechsel, der wegen des Ankaufes geführt wurde, und auf den Beschriftungen der Gegenstände wird als Fundort Czéke, Bez. Sátoraljaújhely, Com. Zemplén angegeben. Nachdem dieses Gebiet heute zur Slowakei gehört, handelt es sich um Cejkov, Bez. Sečovce (die Schreibung Čejkov, die auch im neuesten amtlichen Ortsverzeichnis verwendet wird, ist unrichtig). Sátoraljaújhely gehört noch zu Ungarn, ein Teil der Stadt befindet sich jedoch bereits auf slowakischem Boden; dieser Teil heißt Slovenské Nové Mesto. Von dieser Stadt ist unser Fundort Czéke-Cejkov etwa 12 km Luftlinie in nordöstlicher Richtung entfernt. Die in der bisherigen wissenschaftlichen Literatur verwendeten Schreibungen Céke (2, VIII, S. 104; 9, S. 98 und S. 207; 58, S. 79; 35, 1921—1924, S. 71; 42, 24, S. 167; 46, 1874, S. 35/36), Czecke (2, VI, S. 144), Ceke (31, 1924, S. 162) oder Czeke (36, 1931, S. 48) beruhen daher nicht auf Richtigkeit. Erwähnen möchte ich noch, daß auf mehreren älteren Landkarten (z. B. Andrees Handatlas, Wien 1904, Karte 47/48, obwohl im Ortsverzeichnis Czéke steht) an der Stelle von Cejkov die Schreibung Cséke sich findet. Tatsächlich gibt es im Zempliner Komitat eine Ortschaft Cséke, sie liegt östlicher als Cejkov und gehört zu Ungarn, und zwar zum Bezirk Bodrogeköz. Die nahe Ortschaft Perbenyik-Perbenik (Bez. Král'ovský Chlumec) liegt bereits in der Slowakei. Mit Cséke hat also Cejkov-Czéke ebenfalls nichts zu tun. Da unser Fund in der Literatur nun schon unter seinem ungarischen Namen eingeführt ist, stelle ich die ungarische Schreibung Czéke an erster und die slowakische Benennung Cejkov an zweite Stelle. (Es hat sich nämlich herausgestellt, daß z. B. der Fund von Osztrópataka unter seiner slowakischen Ortsnamenbenennung Ostroviany weniger bekannt ist.)

In Czéke-Cejkov wurde also im April 1856 der Fund gehoben. Und zwar stieß auf ihn der Knecht Andreas G a g y á l o, als er auf dem Grund seines Dienstgebers, des griechisch-katholischen Pfarrers Michael S z e m b e r eine Erdäpfelgrube anlegte. Noch im selben Jahre verkaufte der Pfarrer den ganzen Fundkomplex dem damaligen k. k. Münz- und Antiken-Kabinett in Wien. Die erste Fundnachricht in der Literatur erfolgte durch Friedrich

Kenner (2, VI, S. 144, bezw. im Archiv S. 368), das Inventarverzeichnis mit ungenügenden Zeichnungen schickte der genannte Forscher bald nach (2, VIII, S. 104—111, Fig. 90—105). Der im ersten Bericht zuletzt genannte „zerbrochene, unten schmale Topf“, identisch mit dem in der Fundbeschreibung unter Nr. 15 genannten „Fragment eines Topfes“, stammt von einem spätmittelalterlichen Stangelgefäß etwa des 16. Jh. (Inv. Nr. IV, 3052) und wird daher in dieser Veröffentlichung nicht vorgeführt. Der Fund wurde auch im Katalog von Sacken-Kenner (3, s. Fundortverzeichnis) aufgenommen. Die eimerförmigen Bommeln, Fig. 4, bespricht E. Blume (9, S. 98), nach diesem Zitat später M. Ebert (42, 24, S. 167). Den Halsreif, Fig. 2, erwähnt M. Jahn (36, 1931, S. 48). Den Fundort trug G. Kossinna (31, 1924, S. 162, Taf. 1) in seine Ostgermanen-Karte ein.

Der Fund war also wohl in der Fachliteratur und den Besuchern des Wiener Kunsthistorischen Museums bekannt, konnte aber wegen seiner wissenschaftlich ungenügenden Veröffentlichung bisher nicht die ihm zustehende Rolle spielen. Wenn ich dies nun nachholen kann, so habe ich Herrn Hofrat Dr. Julius Banko, dem Direktor der Antikensammlung, nicht nur für die Publikationserlaubnis zu danken, sondern auch für die viele Mühe und zeitraubende Arbeit, die er meinem Vorhaben in entgegenkommendster Weise widmete. Dozent Dr. Lajos Nagy hat sich in liebenswürdiger Weise bereit erklärt, die Begutachtung des Gefäßes, Fig. 19, zu übernehmen; wertvolle Unterstützung fand ich ferner bei Prof. Dr. Andreas Alföldi, Dr. Stefan Paulovics und Prof. Dr. Jan Eisner. Allen Herren sei dafür an dieser Stelle aufrichtig gedankt.

Die folgende Fundbeschreibung trägt die Inventarnummern der Antikensammlung. Die Maßzahlen sind in cm angegeben. Das Literaturverzeichnis findet sich am Schlusse dieser Arbeit.

1. Funde aus Gold.

Fig. 1 (VII, B 105). Besatzgarnitur aus 69 gepreßten Goldblechen. Die heutige Anordnung der einzelnen Schmuckglieder (aufgefädelt auf einem Bindfaden) dürfte wohl die richtige sein, soweit man wenigstens aus der Symmetrie der Größenverhältnisse aller Glieder und der Art der Durchbohrung schließen kann. a) Vorne in der Mitte befinden sich 5 (nicht wie Kenner sagt vier) kreisrunde Scheiben. In der Mitte sind sie halbkugelig gewölbt (unten hohl, wie auch später immer); dieser Buckel ist von einer kannelierten Schnurmusterung umsäumt. Ebenso der Rand der Scheibe. Die zwei freien Felder sind in der Art einer Windrose oder Muschel schief durchfurcht, jedoch der Buckel in entgegengesetzter Richtung wie die flache Borte. Die Scheiben besitzen einen Dm. von zirka 1.9. Vier von ihnen sind dreimal durchbohrt; links und rechts gegenüberstehend, also normal zum Aufnähen, unten für die Aufnahme der folgenden Glieder; die fünfte trägt nur die zwei gegenüberstehenden Löcher. b) Von den kreuzförmigen Gliedern sind 3 erhalten (so schon bei F. Kenner), obwohl die vorher aufgezählten Scheiben mit drei Löchern eigentlich vier voraus-

setzen, was jedoch wieder gegen eine symmetrische Anordnung sprechen würde. Sie tragen in der Mitte eine buckelförmige, schnurartig eingefasste Erhöhung. Die vier Balken besitzen tropfenförmige, ebenfalls eingefasste Erhöhungen und endigen, soweit nicht beschädigt, in einem kleinen, umsäumten Buckel. Diese Glieder von zirka 2.9 Spannweite der Balkenenden tragen immer nur an einer Spitze eine Durchbohrung, die offensichtlich Bezug nimmt auf die unteren Löcher der vorher genannten Glieder. Wenn also alle Schmuckglieder aufgenäht waren, so waren die drei kreuzförmigen die einzigen, die nicht durchwegs auf der Kleidung auflagen, sondern trotzdem frei beweglich hängten. c) Hinten in der Mitte befinden sich 2 kreisrunde, durchaus flache Blechscheiben von Dm. 2.15 mit zwei gegenüberüberstehenden Durchbohrungen. Das gepreßte Muster trägt in der Mitte Punkte, am Rande Strichelchen, dazwischen tropfenförmige, durch Punkte umgebene Umrisse. d) Zwischen diesen Gliedern befindet sich noch eine kleinere, durchaus flache Scheibe von Dm. 1.5 mit zwei gegenüberstehenden Durchbohrungen. Das gepreßte Muster bringt jeweils abwechselnd zwei konzentrische Reihen von Punkten und zwei ebensolche aus Strichelchen. e) 58 kleine Scheibchen mit zwei seitlichen flachen Ansätzen bei den gegenüberstehenden Löchern, so daß eine Rautenform vorgetäuscht wird. Die Mitte trägt einen schief kannelierten, halbkugeligen Buckel (für die Abbildung habe ich einzelne Glieder absichtlich umgelegt), der wie die seitlichen Ansätze durch Schnurlinien umsäumt wird. Dm. 0.9—1.2 Gesamtgewicht aller 69 Schmuckglieder 12.2 g.

Fig. 3 (VII, B 100—104). 5 typologisch gleiche Anhänger aus glattem Goldblech in Rautenform. Die äußerste Spitze der Ecke, die die Durchbohrung trägt, ist umgebogen; heute ist bei einem Stück die umgelegte Spitze waagrecht abgebrochen. Der Rand der Durchbohrung trägt auf der Oberseite eine knapp entfernte, konzentrisch umlaufende, kornfädige Filigranaufgabe. In das Loch greift eine Hängeschleife aus dünnem Golddraht, deren Enden umgebogen und spiralig aufgerollt sind. Auf diese Weise werden zwei Schlingen gebildet, wovon eine durch das Loch des Plättchens gezogen ist. Durch die freie Schlinge ist also ehemals eine Schnur oder ein Draht gelaufen. L der Drahtschleife zirka 1.5; L des Plättchens 2.5; seine Br. 1.4. Einzelgewicht 0.9 g.

Fig. 4 (VII, B 106—109). 4 eimerförmige Bommeln (Berlocks) aus Goldblech. Sie sind dreiteilig gefertigt. Der Basisteil ist stumpfkegelig bombiert und greift mit seinem oberen, scharfen Rand in den unteren des Mittelbleches innen ein, wo er umgeschlagen und angepreßt ist. Der Mittelteil ist eine aus einem rechteckigen Blech geformte Zylinderhülse, wobei die beiden Längskanten übereinander gelegt sind. Der Henkel besteht aus einem platt gehämmerten, kantigen Golddraht und liegt mit seinen langen Schenkeln weit hinabreichend an der Innenwandung des Zylinderteiles an. Ein Schenkel liegt an der Stelle der Stoßfuge der Hülse an. Die ausgehämmerte Fläche der Schenkel steht rechtwinkelig zur Fläche des überspannenden Mittelteiles (vgl. Fig. 10). Die Befestigung der einzelnen Teile

und ihr Zusammenhalten ist nur durch Pressung und Schlag erzielt, niemals durch Nieten oder Lötung. Bezüglich der glattfädigen Filigranaufgabe weisen die 4 Bommeln zwei Muster auf. 1 Bommel trägt auf der Zylinderhülse in der Mitte eine querlaufende Leiste, die oben und unten von zueinander gekehrten, halbkreisförmigen Schwungbögen begleitet wird. Außerdem sitzen am oberen und unteren Rande der Hülse ebensolche Bögen, jedoch mit der Hohlung nach außen. Es entstehen so vier übereinander gelagerte Bogenreihen in siebenfacher (horizontal laufender) Wiederkehr. Die Basis dieser Bommel trägt am oberen Rand ebenfalls gleichartige Bögen mit der Hohlung zur Hülse, jedoch nur in sechsfacher Wiederkehr; in der Mitte sitzen konzentrische Kreise. Die 3 übrigen Bommeln sind einheitlich verziert. Die Mittelleiste der Hülse ist frei, nur die Ränder begleiten Bögen. Sie sind diesmal etwas größer, mit der Hohlung nach außen gerichtet und tragen an der Schenkelberührung einen kleinen Kreis. Die horizontal laufende Wiederkehr erfolgt sechsmal. Die Basis aller vier Bommeln ist gleich. Bei einer der drei gleichen Bommeln ist der Henkelteil ausgefallen, so daß sie beim Photographieren auf den oberen Rand der Zylinderhülse gestellt werden konnte, um die Musterung des Basisteiles zu veranschaulichen. L 2.0; L der Zylinderhülse 1.3; Dm. des oberen Randes der Hülse 0.8, Einzelgewicht 1.4 g.

Fig. 5 (VII, B 161). 5 Kettenglieder, aus rechteckigem Goldblech röhrenförmig gefertigt, wobei die Längskanten übereinander gelegt sind. Alle 5 Stücke sind an den beiden Hülsenöffnungen mit je einem glatten Goldleistchen eingefast. Vier Glieder tragen außerdem drei symmetrisch über die Hülse verteilte Längsleisten. Ein Glied ist mit drei symmetrisch verteilten Leisten verziert, die parallel zu den Randleistchen laufen. L 1.8; Dm. der Hülse 0.5.

Fig. 2 (VII, B 133). Goldener Halsreif mit Kapselverschluß. Der Ringkörper besteht zum großen Teil aus einem glatten Reif von Dm. 0.3. Die vorne liegenden Enden tragen eine drahtförmige Rückentwicklung in folgender, den Enden zulaufender Anordnung: 1 aufgesteckter Ring aus körnigem Filigran; 1 eichelförmige, hohle Blechhülse; 3 aufgesteckte Filigranringe, wovon die mittlere vorragt; eine längere Strecke des Reifes ist dann mit dünnem, glattem Draht spiralig-enganliegend umwunden; 3 aufgesteckte Filigranringe wie vorher; 1 eichelförmige Hülse wie vorher; schließlich nochmals 3 Filigranringe. Das auf der rechten Brustseite aufliegende Ende läuft in einen bandförmigen, einfachen Häftelhaken aus, der auf der Unterseite (vom Standpunkt des Tragenden) eine körnige Filigranleiste trägt. Am anderen Ende ist eine hohle Blechkapsel von Dm. 2.5 und H 0.5 angelötet, deren Unter- und Seitenwände glatt sind. Die Basisfläche ist etwa in der Mitte unsorgfältig durchstoßen; in dieses Loch greift der Haken des anderen Reifendes zum Verschluß ein. In der Mitte der Kapseloberseite ist ein hellgrüner, oben gewölbter, unten flacher Glasknopf einfach festgehalten, indem eine gebogene Blechleiste locker den Knopf überkragt. Um den Fuß dieser Schmuckkapsel läuft ein körniges Filigran. Die Fassung selbst trägt über

den Filigranfaden eine Reihe von waagrecht abstehenden Zäpfchen, die knapp über den Filigrandraht liegen. Längs des Randes läuft ebenfalls ein Filigran. Zwischen diesem und der Schmuckfassung sitzen in knappen Abständen konzentrisch angeordnete, kleine Goldkugeln von der Größe eines Stecknadelkopfes, die ihrerseits auf Ringelchen aufgesetzt sind. Dm. des Reifes 15.5—15.8. Gewicht 96.7 g.

Fig. 6 (VII, B 181). Armring aus massivem Gold mit stempelförmig angeschwollenen, glatt abgeschnittenen Enden. Äußerer Dm. 6.8 zu 8.9; geringste Dicke 1.1—1.15. Gewicht 200.7 g.

Fig. 7 (VII, B 186). Glattes, vierkantiges Goldstäbchen, ringförmig zusammengebogen mit offenen, doch beschädigten Enden. Die Art der Elastizität läßt darauf schließen, daß das Stück ursprünglich nicht gebogen war. Dm. zirka 3.3; Br. 0.4; Dicke 0.1. Gewicht 7.1 g.

2. Funde aus Silber.

Fig. 8 (VII, A 131). Silberner Fingerring mit derber Kannelüre. Die gewölbten Längsrippen der Außenseite setzen sich auf der Plattenoberfläche in gravierte Voluten fort. Die freien Längskanten der Platte sind im selben Muster bogenförmig ausgeschnitten. Über die Platte ragt ein kegelförmig zugeschnittener Onyx von grüner, weißer und brauner Äderung steil und hoch auf. In der obersten, braunen Lage ist ein sitzender Hase vertieft eingeschnitten, welcher spielend die Vorderfüße erhebt. Fr. K e n n e r bezeichnet den Schnitt sorgfältig und sicher. Die Unterseite der Fassung ist geschlossen. Die Lichtung des Ringes beträgt nur 1.3 (Fig. 8 zeigt die Ansicht teilweise in die Ringlichtung).

Fig. 9 (ohne Inv.-Nr.). 8 Fragmente von kleinen Silberfibeln. 1. Bügel-mittelteil mit Drahtumwicklung einer Fibel mit umgeschlagenem Fuß. 2. Ein hoher Nadelhalter (die Abbildung zeigt die Ansicht von der Seite). 3. und 4. Zwei glatte Bügelteile mit einfacher Spirale und oberer Sehne. 5. und 6. Zwei Nadeln, davon eine vollständig von L 3.7 und mit Ansatz einer längeren Spirale. 7. und 8. Zwei Fragmente von längeren Drahtspiralen.

Fig. 10 (ohne Inv.-Nr.). Henkelförmig gebogener Silberdraht mit langen Schenkeln, platt gehämmert; vom Typus der eimerförmigen Bommeln, Fig. 4.

3. Funde aus Bronze.

Fig. 11 (VI, 750). Reifen, Beschläge und Henkelgarnitur zu einem verloren gegangenen Holzeimer. Die heutige Rekonstruktion der Anbringung ist m. E. durchaus einwandfrei. a) Drei bandförmige, glatte Blechreifen aus Bronze zur Fassung der Dauben: oben, in der Mitte und unten. Der obere von H 2.5 und Dm. 20.3; der mittlere von H 2.5 und Dm. 22.0; der untere von H 2.1 und Dm. 22.6. Alle drei sind ganz erhalten und sind auf einer Strecke von zirka 5.7 übereinander gelegt (und zwar unterhalb einer Henkelöse). Das oben aufliegende Ende ist durch drei senkrechte, plastische Lei-

sten profiliert. Hier sitzen in der Mitte der Reifenhöhe zwei kleine Niete im horizontalen Abstand von zirka 3.4. Der untere Reif ist auch durch einzelne größere Niete mit halbkugeligem Kopf an Sprungstellen repariert. Der obere Rand des Holzimers ist umstülpt von einem Bronzeblech, das mit vier unregelmäßig angeordneten Schlupfen festgehalten wird, dessen Niete jeweils auch den oberen Reifen mitnehmen. b) Die Beschläge für die Flächen zwischen den Reifen sind einzeln geformte, rechteckige, dünne Platten von annähernd gleicher H 5.6—6.0, aber verschiedener Br., die an die Dauben durch die in den vier Ecken sitzenden Niete mit halbkugeligem Kopf befestigt sind, wobei sie sich gegenseitig mit den Kanten berühren. Demgemäß sind sie in ihrer horizontalen Ausdehnung ein wenig geschwungen. Einzelne Beschläge tragen in der Mitte noch Niete mit kleinem, flachem Nagelkopf, wie sich solche auch auf der Innenseite des oberen Randbleches finden. Das Muster dieser Rechtecksbeschläge ist ausgestanzt und durchwegs gleich. In der Mitte stehen sich zwei Reihen langschenkeliger Dreiecke mit der Spitze gegenüber. Oberhalb und unterhalb befinden sich halbkreisförmige Durchbrechungen, deren gerade Kante mit der Basis der Dreiecke parallel und im gleichen horizontalen Ausmaß angeordnet ist. Mehrere dieser Beschläge sind in Verlust geraten. c) Die beiden gegenüberstehenden Henkelösen durchbrechen den umgestülpten Blechrand des Eimers. Es sind gegossene, flache Ringösen von H 2.8 und Dm. der Lichtung zirka 1.4. Der gegossene Tragbügel ist flach und vierkantig-stabförmig. Er überspannt den Eimerrand halbkreisförmig und greift in die Ringösen mit offenen, nach aufwärts gebogenen Schlaufenenden ein. Sein äußerer Rand ist gekerbt am aufwärts gebogenen Ende und am Bügel die Strecke vom Ende der Schlaufenhöhe bis etwa zur halben Bügelhöhe. Äußerer Dm. 22.1; H 11.1; Br. 0.8; Dicke 0.4. Von den Holzdauben ist nichts erhalten.

Fig. 12 (VI, 913). Getriebenes Bronzebecken mit zwei gegenüberstehenden, gegossenen Henkeln. Die Basisfläche ist schmal und eingedellt. Der Unterteil erweitert sich schüsselartig, der Umbruch ist gewölbt. Der nur mäßig konvex gebogene Oberteil verengt sich wenig. Der schmale Rand ist nach einwärts gestellt, darunter laufen drei umlaufende Rillen. Die zwei schweren, gegossenen Henkelattachen sind knapp oberhalb des Umbruches angelötet. Die Henkelkämme überragen den Rand nur mäßig. Der im Querschnitt runde Henkel trägt auf der Höhe drei quengerippte Ringwulste. Die Außenseite des absteigenden Henkelastes ist verziert. Die schlecht erhaltene Musterung zeigt unregelmäßige Linien und in Dreiecksform angeordnete kleine Kreise (vielleicht also gestielte Blüten). Die Henkeläste gehen in Platten über, die jeweils eine Tiergestalt mit säbelförmig gebogenem Horn und langem, straffem Haar, also eine Ziege veranschaulichen (Fig. 13). H 12.5; Dm. der Basis 9.6; der Wölbung 41.5; des Randes 37.0; der Henkelspannung 45.5; Br. des Randes 1.2; des Henkels 17.7; H des Henkels 7.0; der Tierplatten 4.5; innere Lichtung des Henkelastes zirka 6.0.

Fig. 14 (VI, 914). Getriebene Bronzekanne aus Blech mit gegossener Henkelgarnitur. Die Basis besteht aus einer Blechplatte mit aufwärts stehender,

3.0 hoher Wandrandung. Sie besitzt auf der Unterseite längs des Randes einen glatten Standring von Br. 1.8; die Mitte ist mäßig eingezogen und zeigt konzentrisch eingedrehte, seichte Ringe. In diesem Basisteil ist der eigentliche Krugkörper hineingepreßt (Nietung oder Lötung sind ausgeschlossen), der also mit dem unteren Rande an der Bodenfläche anstößt, so daß der Teil im Ausmaße des emporstehenden Randes der Basisplatte doppelwandig ist. Der Gefäßkörper steigt anfangs senkrecht in die Höhe, der Schulterumbruch ist gewölbt. Dann verengt sich die Wandung, seicht eingeschwungen, zu einer Halsröhre mit etwas umladendem, scharfem Rand. Der einsteigende Schulterteil zeigt Drehrillen. Das Profil macht den Eindruck eines in der Bauchhöhe horizontal abgeschnittenen Kruges mit ursprünglich sich verjüngendem Unterteil. K e n n e r nimmt daher an, daß die Kanne einst beschädigt, ein Teil abgenommen und durch einen neuen, ziemlich unfertig angeflickten Boden ergänzt wurde. Dagegen könnte vielleicht eingewendet werden, daß der Bauchteil eine zu große Strecke gerade in die Höhe steigt und daß die Verjüngung des Unterteiles im Verhältnis zur Proportion des Körpers schon früher beginnen müßte. Der schwere gegossene Henkel trägt oben einen waagrecht abstehenden Ring zur Umspannung der Kannenmündung; der obere Rand des Halses ist plump an die Innenseite des Ringes gehämmert, geht durch diesen durch und ist über den Mündungsrand des Ringes geschlagen. Dieser Ring geht gegenüber dem Henkelast in eine aufwärts ragende, halbzyllindrische und gleichbreite Ausgußrinne über. Der Henkel ist nur mit seinem unteren Schenkelende an die Kannenschulter angelötet. Der horizontal verlaufende Oberast ist stabförmig abgeplattet, der aufwärtssteigende rund. Am Mündungsrand anliegend, ragen von den Henkelwangen zwei halbkreisförmige Lappen nach oben. Die dazwischen befindliche Einsattelung gleicht einer Scharnier zur Aufnahme des Stiftes für einen Klappdeckel, doch ist keine Spur eines Loches oder einer Nietenrast vorhanden. Unterhalb der Lappen ragt ein schnabelartiger Dornfortsatz in die Henkellichtung hinein. Am Henkelumbug sitzt eine zapfenförmige Erhebung. Der Henkel endet in dreimaliger Abstufung, die unterste springt als rautenförmige Zungenplatte vor. H 26.3; Dm. der Basis 20.5; der Schulterwölbung 21.4; des Halses 4.5; des Randes 4.8; H des Henkels 17.6; seine Br. vom Ausgußrand zur Schenkelknickung 14.2.

Fig. 15 (VI, 935). Getriebenes Bronzesieb. Vom Seiherteil hat sich nur die gerade, sich wenig verengende Seitenwand aus dünnem Blech erhalten, während der Boden ausgefallen ist. Der rechtwinkelig abgebogene, schmale Rand geht an einer Stelle in einen glatten, massiven, breit gehämmerten Griff über. Dessen Seitenkanten laufen die größte Strecke parallel, im oberen Viertel buchten sie symmetrisch aus, am Griffende streben sie konvex und unsymmetrisch zu einer breiteren Abschlußkante aus. Die Löcher der Seitenwand sind zu einem gleichmäßigen Muster angeordnet. Zwischen zwei einfachen, waagrecht umlaufenden Reihen stehen Bögen im Ausmaß etwa eines Viertelkreises. Zwischen ihnen steht knapp über der untersten Reihe jeweils in der Mitte ein einzelnes Loch. Die obere Reihe setzt unterhalb des

Henkels aus. L 29.0; Dm. des Randes 13.6; des Siebkörpers oben 11.8; bei der unteren Punktreihe 10.3; L des Griffes 15.2.

Fig. 16 (VI, 1582). Bronzeschlüssel. Am Ende sitzt ein Ring, der etwas kantig zum Ansatz zugreift. Der Stil ist unten flach, auf der Oberseite profiliert. Der Stil besteht aus zwei stabförmigen Teilen. Der obere und breitere ist von je drei vorstehenden Leisten begrenzt, der untere und schmalere von je zwei nicht vorstehenden Furchen. Der vom Stil rechtwinkelig abstehende Bart besteht aus drei Doppelzacken. L 7.3; Dm. des Ringgriffes 1.9; L des Bartes 1.5; Br. des Stabkörpers 1.1.

Fig. 17 (ohne Inv.-Nr.). Bronzebeschlag aus drei Teilen. a) Blechscheibe, in der Mitte eng durchbohrt, von Dm. 4.1. Auf der Rückseite sind gegenüberstehend am Rande zwei kleine Leisten in der Radialrichtung, senkrecht aufgenietet; auf der Oberseite der Scheibe sind jeweils die Durchgänge von zwei Nietenden sichtbar. Eine Leiste verlängert sich in einen profilierten Kopf (ähnlich geformt wie die Knöpfe von Fibelrollen), der über die Scheibe hinausragt. Der Fortsatz der anderen Leiste ist abgebrochen. b) Durch das Mittelloch der Scheibe geht ein frei beweglicher Bronzestift von L 2.4, dessen Enden nagelkopfförmig breit gehämmert sind. c) Zwischen der Scheibe und dem oberen Stifte befindet sich noch eine kleinere, in der Mitte ebenfalls schmal durchbohrte und demgemäß bewegliche Scheibe von Dm. 1.7. (Für die Aufnahme, Fig. 17, wurde eine Stellung gewählt, die die einzelnen Teile erkennen läßt.)

Fig. 18 (ohne Inv.-Nr.). Bronzering mit spiralig aufgerollten Enden, fragmentiert und verbogen. Dm. zirka 2.8.

(Ohne Inv.-Nr.). Bronzeblechstreifen, röhrenförmig mit offenen Enden zusammengebogen. Dm. 1.0; H 0.9.

(Ohne Inv.-Nr.) Geringfügiges Bronzeblechfragment.

Nach K e n n e r: Kleiner Bronzering, in einen Schlangenkopf endigend. Verloren gegangen.

4. Funde aus Ton.

Fig. 19 (IV, 1215). Beckenförmige Schüssel, dickwandige Drehscheibenarbeit aus hellgrauem und feingeschlemmtem Ton. Innen sind deutlich die Gurfurchen abgesetzt. Der Standfuß ist niedrig, aber deutlich ausgeprägt. Die Basisfläche gliedert sich in einen markierten Standring von Br. 1.7, in eine tief eingekehlte Furche von Br. 0.6 und in eine wieder herabgesenkte, doch noch höher als der Standring sich befindliche, ebene, scheibenförmige Mittelfläche mit starken Drehrillen. Die Wandung erweitert sich schüsselartig und steigt dann, nur mäßig geschwungen, in senkrechte Höhe. Nach einer seichten Unterkehlung setzt der vorkragende Rand waagrecht ab; die H seiner senkrechten Außenkante beträgt 0.5; den oberen Abschluß bildet eine platte Ebene von Br. 2.5. Unterhalb des Randes erheben sich drei parallel umlaufende Grate. Darunter befinden sich Verzierungen in rechteckig gezackter, knapp anschließender Stempeltechnik. Zu oberst stehen Rundbögen mit der Hohlung nach unten. An den Ansatzstellen sitzen Rosetten (ausstrah-

lende Scheibchen). Von diesen hängt eine Einzelzeile senkrecht nach abwärts, deren Abschluß drei in Dreiecksform angeordnete, achtspeichige Kreise bilden. Zwischen den Zeilen sitzt in mittlerer Höhe ebenfalls eine strahlige Rosette. Das Muster wiederholt sich im horizontalen Ablauf 21 mal. H 19.4; Dm. der Basis 15.9; des Randes 31.0; H des Stempelmusters 7.7.

Fig. 20 (IV, 1227). Bauchiger Henkelkrug, Drehscheibenarbeit aus grobsandigem, dunkelgrauem Ton. Innen sind die Drehrillen stark ausgeprägt. Der Unterteil wird fußartig eng eingezogen und trägt eine eingesetzte, etwas mit dem Rand vorstehende, nur gering in der Mitte eingezogene Basisplatte. Der Bauchteil ist kugelig gewölbt. Die Schulter endet oben an einem stark markierten Absatz, von dem sich der eingeschwungene Hals verengend erhebt. Der Rand schwingt stark nach auswärts und schneidet oben mit einer gegen die Mitte schwach gewölbten Leiste horizontal ab. Der bandförmige, auf der Schauseite schwach eingesattelte Henkel entspringt aus der weitesten Bauchwölbung, strebt senkrecht nach aufwärts und greift geschwungen, pseudo-rechtwinkelig zum Rand über, wo er hauptsächlich an der Kehle befestigt ist, da die Randprofilierung nicht gestört wird. H. 21.2; H des Henkels 10.4; Dm. der Basis 7.7; der Wölbung 15.5; der Schulterleiste 10.9; der Kehle 7.3; des äußeren Randes 10.0; Br. des Randes 1.0; des Henkels 2.7.

Fig. 21 (IV, 2950). Fußschale mit Umbruch, dickwandig, ein wenig verzogene Drehscheibenarbeit aus fein geschlemmtem, hellbraun-rötlichem Ton mit etwas dunklerem Überfang. Die Wandung des niedrigen Fußes ist senkrecht. Die Basisfläche ist völlig gleichartig der von der beckenförmigen Ton-schüssel Fig. 19 gebildet. Br. des Standringes 1.0; der Furche 0.9; der Mittelfläche 3.2. Der Unterteil strebt schüsselartig nach auswärts. Der Umbruch ist ziemlich scharf. Der gedrungene Schulterteil zieht gewölbt und bikonisch nach einwärts. Nach einer tief ausgeprägten Kehle setzt der oben ebene Rand kragenartig nach auswärts. H. 8.9; H. des Standfußes 1.2; Dm. der Basis 7.0; des Umbruches 17.8; des Randes außen 17.4; innen 14.8.

5. Funde aus Glas.

Fig. 22 (XI, 107 und 116). Flache Schüssel mit Standring aus grünlich-weißem, irisierendem Glas von zirka 0.4 Wandstärke, stark fragmentiert und z. T. verzogen. Den Standring bildet eine 1.1 hohe, von der Basisfläche des Schüsselkörpers senkrecht abstehende Leiste. Diese ist an der Ansatzstelle von zirka 0.5 Br., verjüngt sich jedoch nach der Auflagekante zu so, daß nur die nach Innen gekehrte Seitenwand geschweift ist, die nach Außen gekehrte Schauseite jedoch fast senkrecht bleibt. Dieser umlaufende Standring besitzt einen äußeren Dm. von 16.6. Die vom Standring eingeschlossene Basisfläche ist glatt und im Ausmaße des äußeren der drei schwach durchscheinenden Furchen der Schüsselinnenfläche ein wenig nach unten gewölbt. Die Schüsselwand strebt nahezu horizontal nach auswärts bis zu einem Dm. von zirka 30.0 und steigt dann geschwungen 3.0 nach aufwärts zu einem Raddurchmesser von 35.6. Die Innenfläche der Schüssel ist, wie gesagt, in

einem Dm. von zirka 30.0 fast horizontal eben. Der Standring schimmert in einem äußeren Dm. von 16.6 und in einer Dicke der oberen Ansatzkante von 0.5 hellgrün durch. Die Mitte trägt drei konzentrisch umlaufende, eingeschliffene Furchen von Dm. 1.2, 5.4 und 6.8. Die Gesamthöhe der Schüssel beträgt 4.3. Die Schüssel wurde anlässlich dieser wissenschaftlichen Be-

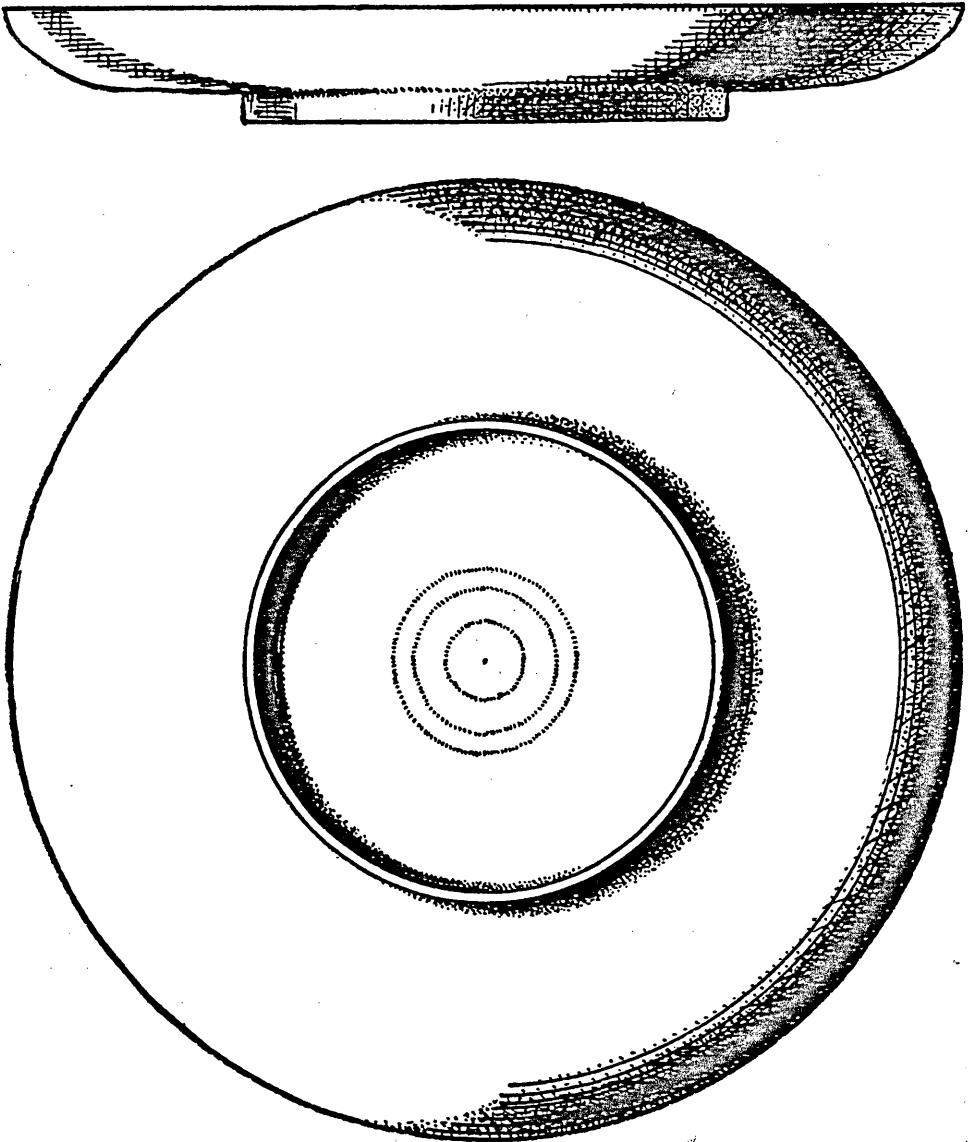


Abb. 1, Fig. 22.

arbeitung nochmals präpariert, konnte aber nur mühsam mit Heftstreifen zusammengefügt werden; wir geben daher eine genaue Zeichnung nach Photographien in Fig. 22.

(XI, 606—623.) 18 Glasknöpfe, unten eben, oben mäßig gewölbt, von annähernd gleichem Dm. zirka 2.0 und gleicher H 0.6. Farbe: dunkelgrün

(5 Exemplare), hellgrün (2), dunkelblau (3), blaugrün (4), weißlichgrün (3) und weißlichgrau (1).

(Ohne Inv.-Nr.) Fragment eines ebensolchen grünen Glasknopfes.

Fig. 23 (ohne Inv.-Nr.). 6 längliche, längs durchbohrte Perlen mit 14 geschliffenen Flächen aus dunkelblauem Glas von annähernd gleicher Größe. L 0.9; Br. 0.6.

Nach K e n n e r: Ein Glasfragment mit wegstehenden Stiften. Verloren gegangen.

6. Funde aus verschiedenem Material.

Fig. 24 (ohne Inv.-Nr.). Bernsteinperle in Form eines wulstigen Ringes. Dm. 3.2; Dicke 1.2.

Fig. 25 (ohne Inv.-Nr.). Bernsteinperle, scheibchenförmig, durchbohrt. Dm. 1.6.

Fig. 26 (ohne Inv.-Nr.). Mehrere Fragmente von Bernsteinperlen oder -anhängern. Ein Stück war sicher von einem Silberdraht durchzogen. Davon zeigen wir zwei Exemplare in Fig. 26.

Fig. 27 (ohne Inv.-Nr.). Eine zylindrische, längs durchbohrte Perle aus Magnesitmasse. Die Bestimmung nahm die Mineralogische Abteilung des Naturhistorischen Museums, Wien, vor, für die ich Herrn Dr. K. Hlawatsch dankbar bin. Außer Magnesit zeigte die Untersuchung etwas Kieselsäure und sehr wenig Kalkgehalt; außerdem aber als organische Substanz deutliche Spuren von Leim. L 1.6; Dm. 1.2.

Fig. 28 (ohne Inv.-Nr.). Kleines Fragment eines Knochenkamms im Ausmaße von sieben Zacken, wovon drei abgebrochen sind. Die Spuren einer Eisenniete machen es wahrscheinlich, daß das Fragment vom Mittelteil eines Dreilagenkamms stammt. H 3.4.

Fig. 29 (ohne Inv.-Nr.). Eberzahn, oben durchbohrt, fragmentiert. Dm. des Segmentes 9.4.

(Ohne Inv.-Nr.). Durchbohrtes Röhrenknochenfragment und ein Knochenfragment.

(Ohne Inv.-Nr.). Kupferne Anima eines Silberdenars des Antonius Pius aus dem Jahre 139 nach Ch. Die Reversseite zeigt den jugendlichen Kopf des Mark Aurel nach rechts.

* * *

Wenden wir uns nun der Datierung und kulturellen Bestimmung der einzelnen Fundstücke zu.

Die in Fig. 4 abgebildeten Goldbommeln in Eimerform, zumeist Eimerberlocks genannt, hat bereits G. Kossinna (32, 1905, S. 399) als eine „sicher ostgermanische Mode, die aber in den westgermanischen Grenzgebieten stark übernommen wurde“ bezeichnet. Nach ihm hat E. Blume (9, S. 97—99 und Beilage 32) grundlegend über diesen Typus gearbeitet. Bei dieser Gelegenheit werden auch die Bommeln von Czéke nach dem Verzeichnis von F. Kerner (2, VIII, Fig. 94) erwähnt, die Blume gemeinsam mit den Goldbommeln von Sacrau, Gr. 3 (7 b, Taf. 7/15, 16) und

dem Einzelfund von Massel, Kr. Trebnitz, der ebenfalls einen halbkugelig hervortretenden Boden besitzt, in seine Stufe C/D, also um 300 nach Chr. ansetzt. Diese Datierung betrifft vor allem die eimerförmigen Bommeln aus Gold und stützt sich ausschließlich auf die sie begleitenden Beigaben von Sacrau und Czéke, während für die Bommeln aus anderem Material bereits das 3. Jh. angenommen wird. Die aus der Fundliste von Blume hervorgehende Begründung braucht hier nicht wiederholt werden. Nach N. Åberg (15, S. 44—45) besitzen die eimerförmigen Bommeln „eine größere Ausbreitung in der ostgermanischen Welt und finden sich auch in einzelnen Exemplaren auf westgermanischem Gebiet“. Zuletzt ist M. Ebert (42, 24, S. 166) auf sie in seiner kurzen, aber ganz ausgezeichneten Arbeit über den Goldfund von Hammersdorf, Kr. Heiligenbeil in Ostpreußen eingegangen. „Diese zierlichen Schmuckstücke antiken Ursprungs treten auf germanischem Boden bereits in den spätesten Gräbern von Darzau (Hannover) auf, erscheinen in zahlreichen Exemplaren in dänischen Moorfundern der spätrömischen Zeit, und namentlich auch in Ostdeutschland seit dem Anfang des 3. Jh. Auch sie stammen aus dem sarmatisch-spätgriechischen Kunstkreise des Pontusgebietes.“ Ebert belegt dies durch den Verweis auf das Grab „der Königin mit der Goldmaske“, einer sarmatischen Prinzessin aus der ersten Hälfte des 3. Jh.; gemeint ist der bei Pantikapaion im Jahre 1837 aufgedeckte Kurgan einer Angehörigen aus dem Hause Rheskuporis (Sal. Reinach, Antiquités du Bosphore Cimmérien, Paris 1892, S. 40). Ebert datiert den Fibelfund von Hammersdorf (42, 24, Taf. 5—8; 11, Abb. 218, 250 und 251; 43, IX, Taf. 228 und 229) „in die zweite Hälfte des 4. Jh., spätestens um 400“. N. Åberg (15, S. 67) setzt ihn ein klein wenig jünger an, nämlich um 400, spätestens in die erste Hälfte des 5. Jh., M. Jahn (31, 1921, S. 342) will ihn noch jünger machen. Ebert glaubt, daß Åberg sich kaum zu der Datierung nach 400 hätte bereit finden lassen, wenn er die beiden Goldhalsringe (42, 24, Taf. 3—4) des 6. Jh. nicht zu demselben Fund gezählt hätte. Demgegenüber möchte ich bemerken, daß Åberg ja auch den Fund von Szilágy-Somlyó um 425 datiert (16, S. 41), so daß seine Angabe bezüglich Hammersdorf durchaus systematisch wirkt. Jahn datiert Szilágy-Somlyó neuerdings (36, 1931, S. 45) allerdings um 400, was sich mit seiner Ansicht über Hammersdorf nicht vereinbaren läßt. Ich kann in der Datierung von Hammersdorf nur Ebert beipflichten. Ich habe zu erweisen versucht (21), daß die Funde mit Granatfibeln, Goldmedaillons und pontischen Ringen, wie Hammersdorf und Szilágy-Somlyó, zu einer wahrscheinlich ostgotischen Unterabteilung der 2. pontisch-germanischen Denkmälergruppe gehören, die in der Zeit 376—400 in Mitteleuropa auftritt. Die Goldbommeln von Hammersdorf gehören also auf keinen Fall ins 5. Jh. und M. Ebert hat Recht, wenn er sagt: „Nach ihrer Form und besonders nach ihrer guten Technik gehören sie fraglos in die spätrömische Zeit und sind jedenfalls nicht jünger als die zweite Hälfte des 4. Jh.“ Schließlich fanden sich eimerförmige

Goldbommeln noch in Haßleben bei Weimar, worauf schon M. Ebert hingewiesen hat. Die Funde werden in Kürze von W. Schulz veröffentlicht werden; sie sind eindeutig um 300, eher in den Beginn des 4. Jh. als vor 300, zu datieren. Eine einzige eimerförmige Goldbommel kenne ich noch, sie gehört zu einem geschlossenen Fund, der im National-Museum Budapest (Inv.-Nr. 1870/232, III, 1—9) verwahrt wird und den ich durch das Entgegenkommen von Stefan Paulovics in Fig. 33 wiedergeben darf. Er kam im Jahre 1870 geschenkweise ins Museum, sein Fundort ist jedoch unbekannt. Der Fund ist deshalb für uns wichtig, weil jedes seiner Stücke bis auf die Kette vollkommen genaue Analogien im Fund von Czéke besitzt. In beiden Funden weist die Zusammenstellung der Beigaben darauf hin, daß die eimerförmigen Bommeln zum Halsschmuck gehörten; dazu stimmt, daß sie im Vimose-Fund auf einem Halsring gesteckt sind. Auch der silberne Henkel Fig. 10 weist auf eine Silberbommel. Es ist nun auffallend, daß von den Schmuckstücken Fig. 3, 4 und 5, die in Czéke auf einen eigenen Halsschmuck bezogen werden können, je fünf Exemplare vorliegen, wenn wir nämlich aus Fig. 10 auf eine fünfte Bommel schließen. Man kann so vielleicht annehmen, daß diese fünfte Silberbommel besonders reiche Filigranverzierung besaß und in der Mitte getragen wurde. Das Verzierungsmuster dieser eimerförmigen Goldbommeln, nämlich die in kleine Ringelchen auslaufenden, halbkreisförmigen Bögen, sind für jene Kulturwelle, die ich (20 und 21) als 1. pontisch-germanische Denkmälergruppe bezeichnet habe, besonders charakteristisch. So finden wir sie in derselben Filigranausführung auf zwei Goldfibeln des ersten Fundes von Osztrópataka (1, Taf. GIXS, Nr. 114, 115; 4, Fig. 68 und 70; 25, 1929, Taf. 16/4), der frühestens um 300 datiert werden muß; ich gebe diese beiden Fibeln in Fig. 34 und Fig. 35 wieder. Die Ringelchen sind mit Körnchen belegt. Wird das Muster gepreßt, wie z. B. auf dem bekannten Helm von Budapest (24, 1900, S. 366, Abb. 5; besser 6, Taf. 16/unten), so werden natürlich die Endkreise zu halbkugeligen Erhöhungen. Dasselbe Muster zeigt auch die Stempelkeramik auf Gotland. Auf einem bogenförmigen Henkel eines Gefäßes von Värnhem bei Visby (14, Fig. 136) finden wir ebenfalls die Halbbögen mit kleinen Kreisen an den Enden; das Gefäß wird infolge seiner sonstigen, reich entwickelten, komplizierten Stempelornamentik ins 4. Jh. gestellt. Die hier aufgezeigte Übereinstimmung zwischen der Musterung dieser Stempelkeramik und der Metallornamentik bestätigt die schon ausgesprochene Vermutung (14, S. 87) der gegenseitigen Verwandtschaft. Wir sehen also, daß uns die eimerförmigen Goldbommeln Fig. 4 aus Czéke als frühesten Ansatz die Zeit um 300 ermitteln. Denn wenn auch die einfachen Typen bereits im 3. Jh. auftreten, so gehören die Goldberlocks und die reich ausgestatteten Silberbommeln alle der späteren Zeit an: Haßleben um 300, Sacrau aus dem Beginn des 4. Jh., Hammersdorf aus der Zeit 375—400. Diese Anhänger eines Halsschmuckes werden durch die 1. pontisch-germanische Denkmälergruppe aus dem skythisch-mischhellenistischen Kulturkreis nach Mitteleuropa gebracht. Sie sind noch in der 2.; nicht

mehr aber in der 3. pontisch-germanischen Denkmälergruppe vertreten, da sie bisher in den westgotischen Funden des 5. Jh. noch nicht gefunden worden sind.

Daß die rautenförmigen Goldbleche Fig. 3 zu einem Halsschmuck gehören, bestätigt der Befund des westgotischen Grabes Nr. 63 von Maroszentanna in Siebenbürgen (22, III, S. 312, Fig. 85/8—21), wo sich dieselben Rautenbleche und Schlupfen aus Silber am Halse der Bestatteten fanden. Das Grab gehört jedenfalls nicht zu den ältesten der Nekropole, deren Belag ich (21) von 271 bis etwa 350 annehme, und dürfte demnach in den Beginn des 4. Jh. zu setzen sein. Goldene Rautenbleche finden sich auch in dem Fund des National-Museums Budapest, Fig. 33. Dort sehen wir auch, daß die Hängeschlupfen mit spiralig aufgerollten Enden nicht nur als Zwischenglieder der Drahtkette dienten, sondern auch zur Befestigung von Anhängsel.

Zu den röhrenförmigen Kettengliedern Fig. 5 weiß ich augenblicklich keine genauen Vergleichsstücke. Daß sie zum Halsschmuck gehören, beweisen die Bronzeröhren aus einem Kurgan bei der Station Šipovo (26, 1929, S. 200, Abb. 12), auf den wir noch zu sprechen kommen werden. Die Goldstücke Fig. 3, 4 und 5 gehörten wohl zu einem gemeinsamen Halsschmuck.

Der Typus des Armringes Fig. 6 ist auf germanischem Gebiet von Ungarn bis nach Frankreich weit verbreitet. Er dürfte den pontisch-germanischen Kulturströmen zu verdanken sein. Ohne sich typologisch zu verändern, hält er sich von 300 bis 500. Im folgenden versuche ich, auf die wichtigsten Vergleichsfunde zu verweisen: Osztrópataka, 2. Fund, um 300 (4, S. 155, Taf. 1/2); von den zwei Stücken auf Gotland (14, S. 74) ist der aus Bolarfve, Ksp. Garde sicher um 300 zu datieren (14, S. 73 und S. 88); auch die übrigen nordischen Ringe (z. B. Himlingöje bei Vallö auf Ostseeland 14, S. 74; die dänischen bei 40, ad Fig. 567) stammen wohl ebenfalls meist aus der Stufe V/1; Sacrau, Grab 1 (7 a, S. 113 zu Taf. 5/20) und Grab 3 (7 b, Taf. 7/11) aus dem Beginn des 4. Jh.; Lengerich in Hannover (Fr. H a h n, Der Fund von Lengerich, Hannover 1854, Taf. 2/5) aus der zweiten Hälfte des 4. Jh.; Wolfsheim in Rheinhessen um 400 (35, 1921/1924, S. 73, Abb. 2/7); Fürst, Gem. Pietling in Oberbayern (34, 1912, S. 275) aus der ersten Hälfte des 5. Jh.; aus der zweiten Hälfte des 5. Jh. die Funde von Tournay in Belgien (15, Abb. 184) und Apahida in Siebenbürgen (5, III, Taf. 35); die sieben Funde aus Ostpreußen (15, S. 133) stammen aus dem 5. Jh. oder um 500; in dieselbe Zeit gehören wohl auch die Ringe von Weimar, Gr. 63 (41, S. 12, Fig. 6) und Hrušovany-Grusbach, Bez. Jaroslavice-Joslowitz in Südmähren (erwähnt 36, 1931, S. 50); sicher nicht vor 500 ist ein geschlossener Fund aus dem Komitat Bereg, heute Slowakei (unpubliziert, National-Museum Budapest) anzusetzen; auch die Zeit nach 500 liefert noch diesen Typus (z. B. 5, III, Taf. 38/5; 39, I, Heft 12, Taf. 6/6; 29, 1886, Taf. 1/2). Für die Verbreitung wichtig ist der leider als Einzel-fund überlieferte Ring von Karolinenthal in Böhmen (37, III, S. 54, Abb. 26

und 38, I, Abb. 352), doch gehört er wohl ins 5. Jh. Unsere Aufzählung zeigt jedenfalls, daß der Typus nicht vor 300 in Mitteleuropa auftritt, so daß auch er für die Beurteilung des Fundes von Czéke von Bedeutung ist.

Einen seltenen Fund stellt die kostbare Garnitur der goldenen Preßbleche Fig. 1 dar. Daß die kreuzförmigen Glieder beweglich hängten, zeigt nicht nur das Vorhandensein eines einzigen Loches, sondern auch ihre Anbringung an einer Drahtkette im Fund Fig. 33, wo die völlig gleichen Goldkreuze vorkommen. Typologisch gleiche Anhänger aus Elektron finden sich in einem sarmatischen Brandgrab des 3. Jh. aus Tiszatarján, Kom. Borsod (National-Museum Budapest; unpubliziert). Im Schmuck Fig. 1 können diese kreuzförmigen Anhänger auf kreisrunde Scheiben bezogen werden, von denen fünf vorliegen, wovon aber merkwürdigerweise nur vier die drei erforderlichen Löcher besitzen. Vielleicht kann man daraus schließen, daß kein kreuzförmiger Anhänger verloren gegangen ist. Zu den 58 kleinen Scheibchen mit halbkugeliger Erhöhung und seitlichen Ansätzen bietet der Goldfund, Fig. 33, vollkommen gleiche Gegenstände. Zu den größten, platten Preßscheiben des Schmuckes Fig. 1 erwähne ich zum Vergleich die blatt dünne, mit teilweise gleichen Mustern verzierte Goldblechscheibe von Dm. 4,3, aus dem großen Fund von Avaldsnes an der Südwestküste von Norwegen (52, Fig. 124). Früher bezog man diese Scheibe auf die Schwertscheide, was jedoch Haakon Schetelig mit Recht ablehnt. Der norwegische Fund gehört in die zweite Hälfte des 4. Jh. Der Schmuck Fig. 1 und alle hier erwähnten Vergleichsstücke sind in der Ornamentik, vor allem aber in der technischen Herstellung als Preßbleche ein typischer Bestandteil der 1. pontisch-germanischen Denkmälergruppe, der durch sarmatische Völker und durch die gotische Kulturwelle aus dem Pontus bezogen wurde. Stilistisch wird dies am besten ersichtlich durch den äußeren querverrippten Rand der fünf vorderen Glieder, die die kreuzförmigen Anhänger tragen. Diese bogenförmige Kannelierung entspricht den schnurartigen Einfassungen der Bleche von Osztrópataka (6, Taf. 15) und des Kelches aus Himlingöje (6, Abb. 8), für die N. F e t t i c h (6, S. 43) pontisch-skythische Herleitung erwiesen hat. Den Verwendungszweck der Goldgarnitur Fig. 1 zeigt uns ein Kurgan bei der Station Šipovo am Derkul im Flußgebiet des Urals, der von Frau T. M. M i n a j e v a (26, 1929, S. 194 ff.) publiziert wurde. Hier war das männliche Skelett mit einem Totenhemd bekleidet, an dessen Halsausschnitt, am Rande der langen Ärmel und als Abschlußborte in der Kniehöhe rhombische, mit Gold plattierte Bronzebleche (26, 1929, S. 200, Abb. 15) aufgenäht waren, die ebenfalls eine erhabene, halbkugelige Mitte besitzen. Außer der Totenkleidung war damit auch der Riemen verziert, an welchem ein Holzkrug hing. Im ganzen fanden sich 60 Stück solcher Beschläge, die zu unseren 58 kleinen Zieräten eine gute Parallele bieten. Der Kurgan gehört einwandfrei ins 4. Jh., seine Beziehungen zum Westgotengrab von Untersiebenbrunn in Niederösterreich habe ich bereits (21) aufgezeigt. Daß die 1. und 3. pontisch-germanische Denkmälergruppe teilweise denselben Ausgangspunkt im Steppengebiet zwi-

schen Wolga und Ural besitzen, scheint darauf hinzuweisen, daß die 1. pontisch-germanische Denkmälergruppe mit dem westgotisch-alanischen Zug nach Mitteleuropa genetisch zusammengehört, nicht aber mit jener Sonderabteilung der 2. pontisch-germanischen Denkmälergruppe, die durch den Fund von Szilágy-Somlyó repräsentiert wird. An den hier angeschnittenen Fragen hängen Probleme, deren Bedeutung wenigstens kurz angedeutet werden soll. Unwillkürlich denkt man bei dem Schmuck, Fig. 1, aus Czéke an die sarmatischen Kleiderzierate aus bloßem Blech. Andererseits sehen wir aber, daß in dem asiatischen Kurgan der Hemdschmuck noch auf der Bronzegrundlage aufgezogen war. Damit tritt er vollkommen in den bekannten Formenkreis der Preßbleche, wie z. B. der Stangenschildbuckel von Herpály, der Helm von Budapest, die dänischen Silberkelche, die silbernen Bleche von Osztrópataka usw. (6). Hierher gehört auch die Feststellung, daß das Pferdezaumzeug von Šipovo noch die Preßbleche zeigt, in Untersienbrunn jedoch aus silbernen Deckplatten mit eingeschlagenen Mustern besteht. Sollten die sarmatischen Kleiderzierate und die Garnitur Fig. 1 aus Czéke die feste Unterlage verloren haben? Sollten die Preßbleche um 400 nicht mehr hergestellt worden sein? Die Lösung dieser komplizierten, aber höchst wichtigen Probleme müssen wir uns von künftigen Funden erhoffen. Jedenfalls gebührt aber dem Schmuck Fig. 1 aus Czéke, was die wissenschaftliche Bedeutung betrifft, der Vorrang unter allen Beigaben dieses Gesamtfundes.

Als weiterer Halsschmuck diente ferner noch der Goldreif Fig. 2, der zu dem von G. Kossina (32, 1905, S. 399 ff.) klargestellten, ostgermanischen Typus gehört. Den Halsreif von Czéke hat zuerst A. Bezzenberger (58, S. 79) mit einigen ostpreußischen Stücken zu einem Sonderotypus vereinigt, von denen zwei auch von E. Blume (9, S. 88) behandelt wurden. Bei N. Åberg (15, S. 20) spielen sie eine untergeordnete Rolle. Zuletzt hat die in Betracht kommenden Halsringe G. Behrens (35, 1921/1924, S. 70) als Abart seines Typus 4 erwähnt, zu dem er auch den bekannten Goldring von Ransern, Kr. Breslau stellt. Feste Anhaltspunkte für eine genauere Datierung innerhalb der Spätkaizerzeit bietet unser Halsreif Fig. 2 nicht. Bezüglich der ostgermanischen Halsringe im allgemeinen hält sich G. Behrens merkwürdigerweise mit Nachdruck an die späten Funde. Über unseren Typus äußert er sich nicht, scheint aber die gewiß zu späte Datierung des Ringes von Ransern durch Kossina zu bezweifeln. A. Bezzenberger denkt bei den ostpreußischen Parallelstücken zu Fig. 2 scheinbar ausschließlich ans 3. Jh. Da es aussichtslos wäre, alle in den eben genannten Arbeiten vorgeführten Funde hier deshalb durchzugehen, um für unseren Halsreif Fig. 2 eine sichere Zuweisung ins 3. oder 4. Jh. zu gewinnen, begnügen wir uns mit einigen stilistischen Bemerkungen. Aus Warmhof bei Mewe, Reg.-Bez. Marienwerder in Westpreußen, Gr. 36, stammt ein Armreif aus gewundenem Bronzedraht, dessen Verschlusscheibe ein silbernes, durch aufgelötete Drahringe und Kügel-

chen verziertes Schlußstück (Hohlkapsel) trug (32, 1902, Taf. 8/5 a), das stilistisch durchaus als Vorform zu der Kapsel mit Glaseinlage von Czéke in Betracht kommt. Das Grab ist durch Fibeln um 200 zu datieren; diese Wellenarmringe setzt auch E. Blume (9, Beilage 29) in seine Stufe B jgst (um 200) an. Ein bronzenener Halsreif mit silberner Schmuckkapsel ohne Einlage stammt gemeinsam mit einer Fibel des 3. Jh. aus Groß-Strengeln, Kr. Angerburg in Ostpreußen (8, Taf. 15/1; 9, S. 88; 11, Abb. 181/d, f). W. Gaerte (11, S. 234) hält diese Formen mit Kapselverschlüsse für jüngere Typen. Ein goldener, tordierter Halsring, dessen Schmuckkapsel eine blaue Glaseinlage trug, wurde in einem Grabe von Dorotheenhof, Kr. Flatow in Westpreußen (28, 1905, S. 18, Fig. 6; 10, Taf. 15/1; 9, Abb. 105; 31, 1922, S. 125) gefunden. Unter den Beigaben befand sich ein gewellter Bronzekessel, der in Westpreußen durch das ganze 3. Jh. zu belegen ist (35, 1928, S. 39). Nach Blume, der der Typologie Kossinnas folgt, gehört dieser für uns wichtigste Vergleichsfund in seine Stufe C und C/D, also 3. Jh. und um 300. Von diesen Stücken unterscheidet sich der Halsreif Fig. 2 aus Czéke dadurch, daß seine Schmuckkapsel nicht quergestellt ist, sondern in der gleichen Ebene mit der des Ringkörpers liegt; beim Tragen lag sie demgemäß bequem auf. Obwohl der Fund von Dorotheenhof nicht die Aufsteckringe an der Garnitur der Endrückwicklung besitzt, so zeigt nur er von allen mir bekannten Funden dieselbe Glaseinlage wie Fig. 2. Ferner ist zu verweisen auf das Skelettgrab von Selnowo, Kr. Graudenz in Westpreußen, das ein silbernes Armband mit Verschußscheibe ohne Einlage (31, 1914, S. 213, Abb. 4) enthielt, das G. Kossina (Die deutsche Vorgeschichte, 4. Auflage, Leipzig 1925, Abb. 312) wegen des Schildarmbandes um 200 datiert. M. Jahn (36, 1931, S. 48) setzt den Fund wegen der amazonenschildförmigen Anhänger ins 4. Jh. und betont, daß solche Stücke wie die Ringe von Dorotheenhof, Selnowo und Czéke nicht vor dem 4. Jh. auftreten. Wenn er sich dabei auf die kreisförmige Verschußscheibe stützt, so widerlegen seine Ansicht schon die ostpreußischen Fundverhältnisse. Jahn hat aber scheinbar im Auge, daß gerade die Glaseinlagen unbedingt fürs 4. Jh. sprechen müssen, was wohl nicht für Selnowo, aber doch für die Halsreifen von Dorotheenhof und Czéke in Betracht käme. Wahrscheinlich denkt hier Jahn an die Fibeln mit Glasflußeinsatz (9, S. 39; doch vgl. schon 15, Abb. 35, S. 31). Hier gibt jedoch der Grabfund von Schernen, Kr. Memel in Ostpreußen, gute Anhaltspunkte. Er enthielt u. a. einen Halsreif (11, Abb. 180 c), der im Typus dem von Groß-Strengeln entspricht und dieselben Aufsteckringe wie der aus Czéke, Fig. 2, besitzt; außerdem eine Fibel mit Ringgarnitur vom älteren Typus (11, Abb. 169 e; 15, S. 17), die am Fuß in einer Reihe drei eingefasste blaue Glasstücke mit gewölbter Oberseite und ein solches Glasstück in der Mitte des Bügels besitzt; ferner eine Nadel, typologisch gleich der aus Lumpöhnen, Kr. Tilsit (15, Abb. 14; 11, Abb. 170 f.), die ebenfalls ein eingefasstes, blaues Glasstück besitzt. Alle diese Funde sind charakteristisch für die Zeit vor oder um 300. Es gehört demgemäß nicht nur der Fund von Selnowo, sondern auch die Technik

der Glasflußeinlagen bereits dem 3. Jh. an, wobei allerdings für die letztere die Blüte erst im 4. Jh. kommt. W. Gaerte glaubt, wie er mir freundlichst mitteilt, daß die Glasflußeinlagen in Ostpreußen nicht vor dem 4. Jh. auftreten; auch den Ring von Groß-Strengeln datiert er bereits ins 4. Jh. Es wäre also immerhin verlockend, den Halsreif Fig. 2 aus Czéke als Zeugen für das 4. Jh. anzusehen, doch scheint mir dies keinesfalls bewiesen zu sein. Wir glauben daher, für den Halsreif Fig. 2 als beste Datierung die Zeit um 300 anzugeben. Die aufgesteckten Ringe mit dem vorspringenden Mitteldraht kennen wir als nodus am Stangenschildbuckel von Herpály (6, Taf. 11) und auf Kelchen. Sie stehen aber, wie ich glaube, auch zu der Schmuckkapsel und ihrer Granulationstechnik in Beziehung. Deren stilistische Beziehungsmöglichkeit und somit ihre genetische Herkunft wird uns deutlicher, wenn wir uns dasselbe Dekorationsprinzip in die Filigrandrahttechnik übertragen denken. Ein Blick auf die fünf rundlichen, separat applizierten, mit gekerbtem Draht eingefassten Verzierungen auf der bekannten Scheibe von Thorsbjerg (6, Taf. 20/2) zeigt uns, wie dies Motiv dort geübt wurde. Die Thorsbjergsche Scheibe und die Buckeln der nordischen Hakenkreuzfibeln (6, Taf. 19/1) zeigen aber bloß in verflachter Erscheinung, was wir vom Stangenschildbuckel von Herpály, der ja auch die stilistisch gleichen Tiermotive wie Thorsbjerg bringt als nodus kennen. Denselben nodus, der oben, unten und am mittleren, ausladenden Teil durch je einen gekerbten Drahttring verziert ist, zeigt auch der Goldbecher von Osztrópataka (1, Taf. GIXS, Nr. 112; 4, Fig. 72). N. Fettich (6, S. 228, 237 und 245) hat nun betont, daß der Goldbecher von Osztrópataka diesbezüglich dem Silberkelch von Nordrup bei Ringsted auf Mittelseeland (6, Taf. 18/3) nahe steht, während der nodus von Herpály den verflachten Parallelen auf der Scheibe von Thorsbjerg und den nordischen Hakenkreuzfibeln entspricht, auf die wir stilistisch die Schmuckkapsel des Halsringes Fig. 2 aus Czéke beziehen. Nachdem wir nun andererseits für die Schmuckkapsel die frühen Vorstufen aufgezeigt haben, besitzen wir Anhaltspunkte dafür, daß diese Motivauswahl und die sie hervorbringende Technik nicht plötzlich in Skandinavien während des 4. Jh. auftauchen, sondern dem Kulturstrom von früher her bekannt sind. Stimmt diese Beobachtung, dann müssen wir aber dem freien Germanien die Fähigkeit zur Leistung und die Kraft zur Entwicklung dieser Kunstarbeiten zusprechen. Die betreffenden Schmuckstücke müssen nicht eingeführt sein, wenn auch die Kenntnis der Technik und des Motivenschatzes dem pontischen Kulturkreis verdankt werden.

Die erhaltenen Fragmente Fig. 9 von Fibeln mit umgeschlagenen Fuß erwecken durchaus den Eindruck des 3. Jh., doch halten sich bekanntlich auch Anfangstypen bis ins 4. Jh., z. B. Thiemendorf, Kr. Steinau in Schlesien (44, I, S. 89, Abb. 3/6), Kasawe, Kr. Militsch (44, I, S. 91, Abb. 4/3—4) und Sacrau (44, I, S. 98). Daß sich einfache Formen der Fibel mit umgeschlagenem Fuß auch bis um 400 halten, beweisen die Funde von Wolfsheim in Rheinhessen (35, 1921/1924, S. 73, Abb. 2/2) und von Belgrad

(21). Der Fibeltypus läßt daher eine nähere Datierung innerhalb der Spät-kaiserzeit nicht zu.

Der Eberzahn Fig. 29 ist als Grabbeigabe aus dieser Zeit und dieser Kultur keine Seltenheit, ich erinnere nur an das wandalische Skelettgrab des 4. Jh. aus Kasawe, Kr. Militsch in Schlesien (44, I, S. 92).

Zu der Magnesitperle Fig. 27 kann ich aus der Literatur keine Vergleichsstücke angeben, woran jedoch sicher mangelnde Untersuchungen die Ursache sein dürften. Magnesit tritt in Nestern, Gängen und Adern des Serpentinegesteines auf und ist demnach leicht aufzufinden. Seltsam ist, daß sich bis heute der Leim erhalten hat. Ich möchte hier betonen, daß auch die Magnesitperlen, die ich aus Langobardengräbern der ersten Hälfte des 6. Jh. in Neu-Ruppersdorf, Ger.-Bez. Laa a. d. Thaya in Niederösterreich, ausgegraben habe, noch vor der Präparation diesen Leimgehalt aufwiesen. Man muß sich demnach vorstellen, daß die Perle, die aus Magnesit geschnitten wurde, zum Schutze vor Feuchtigkeit und vor Pulverung mit einem Knochenleim getränkt wurde. Eine weitere Durchsicht des Materials ergab, daß wahrscheinlich auch in den gotischen Gräbern von Rába-pordány, Kom. Sopron (27, 1926, Taf. 19) aus dem Ende des 4. Jh. Magnesitperlen vertreten sind (doch kann ich mich bezüglich dieses im National-Museum Budapest erliegenden Fundes auf keine Untersuchung stützen).

Den Bestimmungszweck des Bronzebeschlages Fig. 17 kann ich nicht deuten.

Der Bernsteinschmuck Fig. 24—26 ist nach E. Blume (9, S. 101) während der jüngeren Kaiserzeit besonders im Oder-Passarge-Gebiet vertreten, weniger bei den Westgermanen und den Wandalen. „Es sind allerdings weniger markante Typen als eine Fülle in einander übergehende Formen vertreten.“ Die Stücke wie Fig. 26 sind Anhänger, möglicherweise von achtförmiger, breitgedrückter Gestalt (9, Abb. 127). Fig. 24 zeigt die Form eines Spinnwirtels und erinnert an den dunkelblauen Glaswirtel aus dem westgotischen Frauengrab von Laa a. d. Thaya in Niederösterreich (Eiszeit und Urgeschichte VI, Leipzig 1929, Taf. 18/22), das aus der ersten Hälfte des 5. Jh. stammt.

Die gläsernen Spielsteine sind als Grabbeigaben bei den Westgermanen etwa seit 100, bei den Ostgermanen erst seit dem 3. Jh. nachgewiesen, wie G. Kossinna (31, 1922, S. 125) gezeigt hat. Sie finden sich z. B. in dem bereits von uns erwähnten Grab von Dorotheenhof und in Sacrau, Gr. 1 und Gr. 3, also auch in Frauengräbern.

Die Zeitstellung der kubooktaedrischen Glasperlen Fig. 23 ist nach E. Blume (9, S. 103) in der Hauptsache die Zeit um 300. Ihre blaue Farbe ist am häufigsten belegt. Im wandalischen Siedlungsgebiet sind Glasperlen sehr selten (33, 1928, S. 125), man sieht in ihnen Einfuhrstücke aus südlichen Gebieten (44, II, S. 269; neue Funde 44, III, S. 100).

Noch seltener ist das Auftreten von Glasgefäßen in den wandalischen Funden. M. Jahn konnte noch 1918 melden, daß Glasgefäße im Wandalenlande nur in Sacrau mit Sicherheit nachgewiesen worden seien (33,

1918, S. 125). Für uns in Frage kommt vor allem die fragmentierte Schüssel aus Sacrau, Gr. 1 (7 a, Taf. 6/2 a—b), deren Glaskörper zwar einen gelben Kern und eine transparente blaue Hülle besitzt, die aber infolge ihres Standringes und ihrer Größe (oberer Dm. mindestens 40 cm) dennoch an die Schale Fig. 22 aus Czéke erinnert. Seither hat man nun auch in dem wandalischen Skelettgrab des 4. Jh. aus Rathen, Kr. Neumarkt in Schlesien, eine Anzahl Stücke von wasserhellem Glas gefunden, die wohl von einem Trinkglase stammen (44, I, S. 95). Das Glasfensterchen des Scherbens von Klein-Grauden, Kr. Kosel bezieht M. Jahn (33, 1918, S. 125) ebenfalls auf ein römisches Glasgefäß. Dagegen treten in den ostpreußischen Gräbern Glasgefäße häufiger auf, man sieht sie sowohl als provinzialrömische (42, 1928, S. 374), als auch als südrussische (43, IX, S. 300) Importware an. Die Glasgefäße auf Gotland hält man wohl für römische, aber durch Goten eingeführte Erzeugnisse (14, S. 142). Geschliffene Glasschalen treten nun bezeichnenderweise im 2. Fund von Osztrópataka auf, und zwar in drei Exemplaren. Mit diesen vergleicht N. F e t t i c h (6, S. 261) die silbergefäßte Glasschale von Varpelev auf Seeland (6, Taf. 19/2) und bezieht sie auf südrussische Funde. Die Annahme, daß die meisten Glasgefäße im freien Germanien auf pontische Einfuhr zurückgehen, wird m. E. gerade durch den Fund Fig. 22 aus Czéke gestützt, da mir das Auftreten solcher Schalen in der panonischen Provinzialkultur nicht bekannt ist.

Der silberne Fingerring Fig. 8 ist eine provinzialrömische Arbeit. Charakteristisch für ihn ist, daß sich die Voluten der Plattenoberfläche aus den Furchen der Seitenwand herausziehen; er gehört demgemäß ins 3. Jh.

Die Beurteilung der kaiserzeitlichen Bronzegefäße stößt heute noch vielfach auf Schwierigkeiten. Die Ansichten gehen nicht nur über die Fabrikationsherkunft, sondern auch über die Zeitstellung und das technische Herstellungsverfahren weit auseinander. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, in solche Fragen entscheidend einzugreifen. Dagegen will ich versuchen, einige Angaben über die Datierungsmöglichkeiten zu geben; diesbezüglich glaube ich, jeweils die wichtigsten Vergleichsfunde angeben zu können. Vorher nur noch einige Worte über die Herstellung unserer Bronzegefäße. Die Kanne Fig. 14, besonders jedoch das Sieb Fig. 15 sind auffallend dünnwandig. Macht dies schon im vorhinein die Annahme eines Gußverfahrens unwahrscheinlich, so muß es in den vorliegenden Fällen sogar ausgeschlossen werden. Die vorzügliche Abdrehung bei Bronzegefäßen, wie dies das Becken Fig. 12 zeigt, erweckt oft den Eindruck einer Gießearbeit. Spuren des Treibhammers, die man bei anderen Gefäßen manchmal noch an der Innenseite der Wandung feststellen kann, fehlen bei unserem Becken; offenbar sind sie durch die Abdrehung beseitigt worden. Die Abdrehung eines Gefäßes beweist jedoch noch nicht, wie H. Willers vermutete, eine Herstellung durch Guß. Auch getriebene Gefäße wurden, wie schon M. Jahn (33, XIII/XIV, S. 131) hervorgehoben hat, trotz ihrer nicht drehrunden Form abgedreht, und zwar nicht mit einem fest einge-

spannten, sondern mit einem den Unregelmäßigkeiten der Treibarbeit folgenden Werkzeug. Bei dem Becken Fig. 12 scheint mir die Annahme nahe liegend, daß die gegossene Bronze zu Blechen ausgehämert und dann über die Form getrieben wurde. Leider stehen verlässliche Untersuchungen über die germanischen Bronzegefäße, wie sie z. B. E. S p r o c k h o f f (35, 1928, S. 34 ff.) über die gewellten Bronzekesseln lieferte, noch aus. Vielleicht wird man feststellen können, daß die Einfuhrware gegossen ist, die germanischen Erzeugnisse, die ab 250 oder kurz vorher auftauchen, jedoch hauptsächlich Treibarbeiten darstellen. In der germanischen Bronzezeit ist bekanntlich das Verhältnis umgekehrt, da fast alle Stücke aus getriebener Bronze eingeführt sind und selbst dünnwandige Gefäße im einheimischen Gußverfahren angefertigt wurden. In letzter Zeit hat sich bei der Forschung der Gedanke gefestigt, daß die Glasgefäße in Ostgermanien aus dem Südosten stammen. Ob dies auch für einzelne Bronzegefäße stimmen könnte, ist noch nicht näher untersucht worden. Einzelne Züge, die wir vorbringen werden, sprechen dafür.

Das Bronzesieb Fig. 15 zeigt einen platten Griff, der oberhalb seiner Mitte seitliche Auszackungen und am Ende einen bogenförmigen Abschluß besitzt, so daß der untere Griffteil leicht ausgekehlt erscheint. Diese Griffform ist bereits in der augusteischen Zeit bekannt. Der dünnwandige Gefäßkörper ist gerade geformt. Für solche Siebe mit gerader (walzenförmiger) Wandung und flachem Boden nimmt H. Willers kapuanischen Ursprung an und beschränkt ihre Fabrikation auf die Zeit 150—250 (45, S. 84, Abb. 52). Erstere Vermutung ist, falls sie auf alle Funde Anwendung findet, höchst unwahrscheinlich, die zweite bestimmt unrichtig. In Nordgermanien erscheint die Griffform auf Kellen und Sieben nach A l m g r e n - N e r m a n (14, Fig. 274) in der Stufe IV/2, also im 2. Jh. Unser Siebtypus fand sich in einem Skelettgrab von Smiss, Ksp. Eke auf Gotland (14, Fig. 447) mit „ungewöhnlich später Fundkombination“ (14, S. 81), nämlich mit Fibeln, die um 300 zu datieren sind. Man sieht, daß auch hier, wie fast überall in der Literatur, die Meinung von Willers als gesichert angesehen wird. Die Basis dieses gotländischen Siebes zeigt eine fächerförmige Strahlung wie die Lochmusterung der schlesischen Siebe von Bieskau, Kr. Leobschütz und von Sacrau, Gr. 1 (33, X, S. 123, Abb. 26 und 27). In Dänemark (40, Fig. 323) sind solche Kellen und Siebe aus der Spätkaiserzeit immer aus dünnem Blech wie in Czéke, wodurch sie sich wesentlich von den älteren Stücken unterscheiden. Eine ähnliche Lochmusterung der Gefäßwandung wie in Sacrau, Gr. 1, zeigt das Sieb aus dem schon oben erwähnten Fund von Avaldsnes in Norwegen (52, Fig. 130) aus der zweiten Hälfte des 4. Jh. Im 3. Jh. ist der Typus in West- und Ostpreußen, besonders aber im unteren Odergebiet und Ostthüringen (31, 1922, S. 121) durchaus geläufig. Das Sieb von Voigtstedt, Kr. Sangerhausen (53, Taf. 20/293) wird von K o s s i n n a (51, 1903, S. 56) wegen der Sporen ins 4. Jh. datiert; von A. G ö t z e (53, S. XXXV) wird es als „gallische Arbeit“ angesprochen und, wahrscheinlich wegen der Fibeln (53, S. 150),

ins 3. Jh. gestellt. Dieser Skelettgräberfund zeigt als ostgermanischen Einfluß einen goldenen Halsring mit birnförmiger Öse. In Sacrau, Gr. 1, also zu Beginn des 4. Jh., tritt unser Siebtypus (7 a, Taf. 4/5) ebenfalls auf. Eine Durchsicht des deutschen und skandinavischen Fundmaterials zeigt sogar, daß sich der Typus bis 400 gehalten hat. Aus dem berühmten Skelettgräberfund von Himlingöje bei Vallö auf Ostseeland stammt ein solches Sieb (50, 1866—1871, Taf. 2/7), nach Kossinna (51, 1903, S. 54) „vom spätesten Typus“. Zum Fund gehören noch die zwei goldbelegten Silberkelche (6, Abb. 8 und Taf. 18/4), die dem aus Nordrup bei Ringstedt in Mittelseeland (6, Taf. 18/3) entsprechen, der wieder denselben nodus wie der Goldbecher aus dem ersten Fund von Osztrópataka (1, Taf. G IX S, Nr. 112) aufweist. Aus Himlingöje stammt außer einer kleinen Glasschale und einer Kasserolle auch noch ein Bronzebecken mit Ausgußrinne. Solche Becken und Kesseln finden sich in den Skelettgräbern von Häven bei Brüel in Mecklenburg (49, S. 352) und in Rheinzabern (51, 1903, S. 55). In beiden Fundorten tritt auch unsere Siebform auf. In Häven in Gr. 1 (49, Taf. 66/33) und Gr. 7. In Rheinzabern (56, I, Abb. 83) gemeinsam ferner mit einem glockenförmigen Eimer vom Typus Häven-Grabow oder Hemmoor und mit einem getriebenen Bronzekessel vom Typus des in die zweite Hälfte des 4. Jh. zu datierenden Moorfundes von Kragehul; nach Fr. Sprater handelt es sich in Rheinzabern um ein Versteck, das er (56, I, S. 93 und II, S. 104) um 260 datiert, doch vgl. die wichtige Bemerkung von E. Wahle (55, 1922, S. 42). Während Hubert Schmidt (48, I, S. 327) den Kessel von Kragehuler Typus (40, Abb. 316, 317) richtig um 400 datiert, will er doch unseren, durch Fig. 15 vertretenen Siebtypus zeitlich davon abtrennen. Wie wir aber gesehen haben, hat jedoch schon G. Kossinna gezeigt, daß sich diese Siebform bis gegen 400 belegen läßt. Denn Himlingöje und Häven müssen auch aus anderen Gründen in die zweite Hälfte des 4. Jh., also in die Stufe V/2 gleichzeitig mit Nydam und Kragehul, datiert werden. Die Angabe von Willers, daß unser Siebtypus nur bis 250 hergestellt wurde, kann daher ernstlich nicht dafür in Rechnung gestellt werden, daß der Fund von Czéke-Cejkov etwa dieser frühen Zeit angehören müsse. In dem bekannten Fund von Öremölla an der Südküste von Skåne (46, 1874, S. 33, Fig. 16; 47, Abb. 276; 7 a, S. 9, Anm. 12) fand sich ebenfalls ein geradwandiges Sieb mit einer Bronzekelle; bei dieser Gelegenheit verweist H. Hildebrand (46, 1874, S. 35 f.) auf das gleiche Vorkommen im Fund von Czéke, den er als Grabfund, dessen Beigaben starke Beziehungen zu Nordgermanien besitzen, anspricht. M. Jahn (33, X, S. 123, Abb. 25—27) hat versucht, die Lochmusterung der schlesischen Bronzesiebe von Goslawitz-Wichulla, Kr. Oppeln (Ende des 1. Jh.), Bieskau, Kr. Leobschütz und Sacrau, Kr. Öls, Gr. 1 in eine chronologisch bedingte Typengliederung zu bringen. Weniger die Entwicklung der einfachen Strahlung des ruhenden Bodengrundes zur fächerförmigen Ausgestaltung als das drehende Musterungsrad der Wandung scheint dafür ausschlaggebend gewesen zu sein. In Wichulla rufen diesen Ein-

druck wirbelartig nach links gedrehte Doppelstrahlen hervor, die in Bieskau sich zu einreihigen, stärker nach links umgelegten Strahlen wohl vereinfachen, aber durch Hinzutreten einer dritten Verzierungszone diesen konstruktiven Aufbau in den Hintergrund drängen. Vollends in Sacrau ist das Muster überfüllt und entartet. Hier sind die den oberen Abschluß bildenden Wirbelstrahlen so weit nach links verzogen, daß diese Bogensegmente fast konzentrischen Eindruck hervorrufen. Wollten wir also nach solchen typologischen Zügen die Sieblöchermusterung von Czéke zeitlich bestimmen, so müßten wir eine stilistisch frühe Formgebung annehmen. Chronologische Gesichtspunkte scheint jedoch diese Beobachtung nicht zu ergeben. Eine kapuanische Herstellung darf für das Sieb Fig. 15 aus Czéke fast ausgeschlossen werden, vor allem sprechen dagegen die dünnwandige Treiarbeit und unsere Belege der langen Lebensdauer des Typus.

Der spätkaiserzeitliche Typus des Holzeimers zeigt gewöhnlich bandförmige, den Holzkörper umspannende Bronzereifen und einen flachen, vierkantigen, an den Rändern gekerbten Henkel, dessen aufgebogene Enden in bandförmige Henkelösen eingreifen, die meist in zwei gleichförmig geschwungene (sich divergierende, ankerförmige) Enden auslaufen. Das früheste Auftreten in Mitteleuropa ist meines Wissens belegt durch Haßleben bei Weimar und durch das Frauengrab von Osztrópataka, Fund 2 (4, S. 156, Taf. 2/1), beide Funde um 300 oder bereits Beginn des 4. Jh. Nach Almgren-Nerman (14, S. 81) soll der Holzeimer in Skandinavien bereits in der Stufe V/I auftreten, in Dänemark wahrscheinlich schon vor 250. Aus Gotland, nämlich aus dem Grab von Vallstenarum, Ksp. Vallstena, stammt jedoch ein kleiner Holzeimer (14, Fig. 453), der durch Fibeln ins Ende der ersten Hälfte des 4. Jh. datiert wird. Aus Norwegen erwähne ich den Grabfund von Slinde, Sogn, an der Südwestküste von Norwegen (52, Fig. 82). Er wurde in einer Steinkammer, die neben einem Skelettgrab lag, gefunden. H. Schetelig lehnt die Zuschreibung an ein Brandgrab ab. Die Bandstreifen tragen Reihen dicht gestellter, kleiner Buckeln und sind durch schmalé, senkrecht über den ganzen Eimer laufende Bänder festgehalten, wie sie besonders auf den jüngeren Eimern oft auftreten. Der Fund ist gleichzeitig mit Nydam, also zweite Hälfte des 4. Jh. Vor allem hat M. Jahn (44, I, S. 95) die bronzebeschlagenen Eibenholzeimer für das 4. Jh. in Beschlag genommen, gegenüber den in den ersten drei Jahrhunderten vertretenen Eimern mit einfachen Eisenbeschlägen. Alle schlesischen Funde und das Auftreten in den schon erwähnten Skelettgräbern 2, 6 und 8 von Häven (49, S. 352) geben ihm recht. Hubert Schmidt (48, I, S. 536) lehnt die Vermutung Willers, daß auch die spätkeiserzeitlichen Eibenholzeimer gallische Produkte seien, ab. Den Holzeimer von Sacrau, Gr. 2 (7 b, Taf. 1/2), mit den besonders aufgenagelten rhombischen und mondsichelförmigen Zierblechen leitet er von Südrußland ab. Der Holzeimer reicht noch bis in späte Zeit, z. B. Weimar, Gr. 21 (41, Taf. 16) und Gr. 81 (41, Fig. 11; 53, Taf. 22/332). Er findet sich nicht nur in den fränkischen, burgundischen, angelsächsischen und norwegischen (z. B. 52, Fig. 154, 179, 267) Gräbern, son-

dern auch in den awarischen (5, I, S. 127 ff.) und germanischen (z. B. Maros-Gombás bei Klausenburg, um 600; Grabung von M. R o s k a, unpubliziert) Gräbern Ungarns und Siebenbürgens. In Czéke faßt den oberen Rand des Eimers Fig. 11 ein umgestülptes Blechband ein, ähnlich wie in Thiemendorf, Kr. Steinau in Schlesien, aus dem 4. Jh. (44, I, S. 89, Abb. 3/5) oder die meisten Eimer aus jüngerer Zeit. Gemeinsam ist beiden Eimern der vierkantige Henkel, der sich auch in Rathen, Kr. Neumarkt in Schlesien, aus dem 4. Jh. (44, I, S. 93, Abb. 5/1) findet. Die Niete mit kreisrunden, gewölbten Köpfen waren in Sacrau, Gr. 2 und wahrscheinlich auch in Rathen nur als Schmuckbeschlagn auf den Reifen angebracht und griffen nicht mit ihren Stiften in die Holzdauben ein. In Rathen wurden die gewölbten Bronzeblechstreifen nicht festgenietet, sondern als geschlossene Ringe über den Holzeimer gepreßt, wozu J a h n Gegenstücke aus Norwegen und Hemmoor erwähnt. Bei den üblichen Bänderreifen mußten jedoch wie bei dem Eimer, Fig. 11, aus Czéke, die Beschläge durch Niete befestigt werden, wozu in Czéke also nicht nur die Niete mit großem, gewölbtem Kopf, sondern auch einzelne mit flachem, kleinem Kopf dienten, die insbesondere an der Innenseite des oberen Randbeschlages, aber auch zur Befestigung der durchbrochenen Schmuckplatten verwendet wurden. Die Schmuckplatten, deren Muster ausgestanzt wurden, geben dem Eimer, Fig. 11, seine besondere Stellung gegenüber den bisher gefundenen. Auch die Durchbruchsarbeit spricht für eine Herstellung nach dem 3. Jh.

Die Beckenformen sind in der Spät Kaiserzeit sehr beliebt. Unser Typus, Fig. 12, unterscheidet sich von den üblichen Formen dadurch, daß er trotz der schüsselartigen Wandung keinen Fuß besitzt. Das Becken von Sacrau, Gr. 1 (7 a, Taf. 4/1, 2) ist zusammen mit einem Bronzeteller gefunden, dessen antithetisch gestellte Figuren des pontischen Tierkreises mit dem Leibgurt (6, S. 254) darauf hinweisen, daß solche Bronzegefäße auch aus dem Pontus nach Mitteleuropa kamen. Wir haben dies schon bei dem Holzeimer aus Sacrau hervorgehoben. Bei dem Becken, Fig. 12, aus Czéke spricht der Stil und die Technik der Henkelattache, die wir in Fig. 13 wiedergeben, für ein provinzialrömisches Erzeugnis.

Die Kanne, Fig. 14, ist aus dünnwandigem Bronzeblech getrieben. Ihre in einem Stück gegossene Garnitur umfaßt den Henkel, den Mündungsring und die Ausgußrinne; sie ist nur mit dem unteren Ende an den Kannenkörper angelötet. Ein im Typus vollkommen gleiches Stück wurde im Rhein bei Mainz als Einzelfund gehoben (39, IV, Taf. 58/7). Hier ist zwar der Kannenkörper ganz erhalten, doch ist der Boden mit einem Stück der unteren Gefäßwand an den oberen Teil festgelötet. Auch bei der Mainzer Kanne ist der Hals des schwachen, dünnwandigen Gefäßes durch den schweren, gegossenen Randring hindurchgezogen und oben einfach umgeschlagen. Die dreiteilige Henkelgarnitur gleicht der von der Kanne aus Czéke vollkommen, nur endigt sie unten in der Gestalt eines gezahnten Blattes, das auf den Bauch der Kanne aufgelötet ist. Der Fund ist für uns wichtig, weil er noch die Stifte und den Klappdeckel besitzt. Der Stift, an dem sich der

Deckel bewegt, ist sehr schwach und die Löcher, in die er befestigt ist, sitzen ganz am Rande der Scharnierlappen. Der Deckel ist aus ganz leichtem Bronzeblech geschnitten, so daß er also bei der Kanne von Czéke leicht verloren gehen konnte. L. Lindenschmit (Sohn) erkannte wohl, daß der Umriß der Mainzer Kanne und der Henkel an „antike Formgebung“ erinnern, datiert aber das Gefäß doch in die fränkisch-alamannische Zeit. Auch Hubert Schmidt (48, I, S. 328) stellt die Mainzer Kanne in die Zeit 600—800. Wenn so gewiegte Kenner unseren Kannentypus als germanisches Erzeugnis ansprechen — denn nur dadurch erfolgte wohl die späte, „gefühlsmäßige“ Datierung — so zeigt dies deutlich, daß wir die alte Lehrmeinung, alle Bronzegefäße bei den spätkaiserzeitlichen Germanen seien importiert, endlich aufgeben müssen. Die Kanne ist in römerzeitlichen Funden nicht ungewöhnlich. In Dienstweiler im Hunsrück fanden sich im Mauerwerk einer Villa mehrere Bronzegefäße, darunter ein Sieb, unserem Typus, Fig. 15, ähnlich, aber scheinbar älter, und eine Kanne (54, S. 77, Abb. 38/5), wozu G. Behrens mehrere Parallelen aus römischen Funden gibt. Nach demselben Gewährsmann ist die Zeit dieser Kannen sehr verschieden. Aus Niederösterreich kenne ich eine einzige Kanne dieses Typus, sie stammt aus Sarasdorf bei Sommerein am Leithagebirge und wird im niederösterreichischen Landesmuseum (Inv.-Nr. 1709) verwahrt. Die näheren Fundumstände sind heute leider nicht mehr zu klären. Diese Kanne wurde 1908 mit mehreren anderen, zumeist römischen Funden, als angeblich geschlossener Fund übermittelt, doch gehören einzelne Stücke ganz verschiedenen Zeitstufen an. Jedenfalls stammt aber die Kanne von der Stelle, wo bereits spätrömische Gräber fachmännisch gehoben wurden. Auffallend ist nun, daß die Kanne von Sommerein ebenfalls einen Boden mit aufsteigender Wandrandung besitzt und daß der Oberteil in diese Bodenfassung ebenfalls ohne Nieten und Lötung einfach hineingepreßt ist. Dieser Boden befindet sich etwas unterhalb der Gefäßwölbung, so daß auch diesbezüglich die Kanne von Sommerein der von Czéke sehr nahe steht. Die aufwärtsstehenden Scharnierlappen der Henkelgarnitur tragen die Durchbohrung für einen dünnen Stift, der wie der Klappdeckel fehlt. Die Art der Ausbesserung der Kanne, Fig. 14, ist demnach nicht außergewöhnlich, sondern scheint einem Handwerksgebrauch dieser Zeit zu entsprechen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß dieser Kannentypus fabriksmäßig hergestellt wurde.

Das Auftreten der Umbruchschale, Fig. 21, bietet in vieler Beziehung eine der wichtigsten Aussagen des Czéker Fundes. In Sacrau ist diese Keramikgattung in jedem Grabe vertreten (erstes Grab: 7 a, Taf. 2/3; zweites Grab: 7 b, Taf. 1/4; drittes Grab: 7 b, Taf. 4/10). Von dem übrigen schlesischen Fundmaterial ist noch die Schale aus Rathen, Kr. Neumarkt (44, I, 93, Abb. 5/6) hierher zu stellen. M. Jahn äußerte sich früher (44, I, S. 97) über diese Gefäße folgendermaßen: „Sie sind in der Zusammensetzung des Tones, der fein geschlämmt ist, in der Bearbeitung der Oberfläche, in der Formgebung und im Brande so verschieden von den germanischen Gefäßen, und zwar auch von der gedrehten einheimischen Ware,

die in Siedlungen häufig ist, daß ich sie für aus den Donauprovinzen eingeführt ansehen möchte.“ Auch K. Tackenberg (31, 1930, S. 294) lehnt eine gotische Beeinflussung ab; er sagt: „Jahn glaubte früher, daß diese Typen provinzialrömischen Ursprungs seien; da aber in den Rhein- und Donauprovinzen in dieser Zeit nichts Ähnliches auftritt, wie weitere Nachforschungen von Jahn und mir erwiesen haben, bleibt nur übrig, sie für germanische Bildungen zu halten, die vielleicht im Wandalengebiet Ungarns entstanden sind, vielleicht aber einheimische schlesische Ware darstellen.“ Ich darf hier anführen, daß auch ich in den ungarischen Museen keine Vergleichsstücke für die in Frage kommenden, meist mit Umbruch versehenen Schalen gefunden habe. Einzig und allein das wandalische Gräberfeld von Hortobágy macht eine Ausnahme. Dieser Fundort liegt etwa 35 km westlich von Debrecen. Hier wurde ein großes Gräberfeld von L. Zoltai ausgegraben, das in Kürze veröffentlicht werden dürfte. Durch das große Entgegenkommen von A. Alföldi hatte ich Gelegenheit, die Funde in Photographien kennen zu lernen. Der Gräberbelag gehört in die Zeit von der zweiten Hälfte des 2. Jh. bis zur Mitte des 3. Jh. Von einzelnen Gräbern (z. B. Gräberfeld II, Gr. 14, oder Gräberfeld III, Gr. 32) glaube ich, daß sie noch in die zweite Hälfte des 3. Jh. hineinreichen. Unter den Gefäßen sah ich nun auch mehrere Umbruchschaalen, die ich als Vorstufen zum Typus, wie er in Fig. 21 vertreten wird, ansehen möchte. Vor der Veröffentlichung und ohne das Material in der Hand gehabt zu haben, will ich mich in dieser Beurteilung allerdings nicht festlegen.

Die Art der Abdrehung des Gefäßbodens bei Fig. 21 scheint mir auf jeden Fall für die gute Kenntnis und sichere Beherrschung der provinzialrömischen Töpfererzeugung zu sprechen. Ich glaube also, daß man sich vorläufig dafür entscheiden kann, daß die Umbruchschaale, Fig. 21, ein für die ungarischen Wandalen kennzeichnender Typus ist, der dort unter stärkstem römischen Einfluß entstanden ist und von dort zu den in Schlesien sitzenden Wandalen weiter gegeben wurde. Gerade die Umbruchschaale aus Czéke scheint mir die Keramikgruppe noch besser und eindeutiger zu veranschaulichen als die Sacrauer Gefäße, von denen das aus dem dritten Grab (7 b, Taf. 4/10) ihr am nächsten kommt. Damit ergibt sich nicht nur ein entscheidender Beleg dafür, daß der Fund von Czéke den Wandalen zuzuschreiben ist, sondern auch der archäologische Beweis, daß die Sacrauer Gräber nicht von pontischen Ostgermanen stammen können, wie ich bereits (21) hervorgehoben habe.

Die Umbruchschaale, Fig. 21, hat mit dem bikonischen Napf der Westgoten, den ich glaube klargestellt zu haben (21), nichts zu tun. Auch ein Zusammenhang mit den mitteldeutschen Drehscheibenschalen, die ich trotz W. Schulz von den südwestdeutschen ableite (21), kann nicht in Frage kommen. Der wandalische Typus ist kein Latènderivat wie die beiden übrigen, sondern geht auf spätkaiserzeitliche Einflüsse der Provinzialkultur zurück. Das Auftreten der Umbruchschaale in Marosszentanna, Gr. 19 (22, III, S. 268, Fig. 20/1) ist auf provinzialrömische Einflüsse zurückzuführen.

Die gotische Keramik weist solche Merkmale einer Genetik niemals auf. Damit ist auch erwiesen, daß die Umbruchschale, Fig. 21, nicht aus dem Norden, nämlich über Schlesien aus der Gotenkeramik von Ostgalizien, bezogen worden sein konnte. Das Gegenteil ist richtig: die Sacrauer Schalen konnten nur aus dem Süden kommen.

Der Henkelkrug, Fig. 20, ist eine eindeutig provinziäl-römische Arbeit der Spätkaizerzeit. Zu einer näheren Datierung reichen leider die bisherigen Vorarbeiten, wenn solche überhaupt angegangen wurden, nicht aus. Wie die Keramik von Hortobágy zeigt, haben die Wandalen in Nordungarn höchst bereitwillig die Töpfererzeugnisse der Provinzialkultur aufgenommen. In Schlesien wirkt dieser Einfluß im 4. Jh. geradezu zersetzend. Daß die wandalische Keramik der provinziäl-römischen so geringen Widerstand entgegengesetzte, ist für diesen Germanenstamm ganz besonders kennzeichnend. Ein ähnliches Schicksal scheint ja auch die quadische Töpferei ereilt zu haben. Bei den Westgoten, die über 100 Jahre in Siebenbürgen saßen, finden wir nichts Ähnliches. Bei diesen treten wohl provinziäl-römische Importstücke auf, aber die germanische Keramik gleicht sich niemals der Provinziäl-töpferei an. Im mitteleuropäischen Westgotenzug ab 400 finden wir kein einziges Mal ein römisches Fabrikat, nur die Alanengräber von Stráža bei Piešťany in der Slowakei (21) kennen römische Importware. Aus diesem Tatbestand dürfen wir für die ungarischen Wandalen keine allzu tiefgehenden Folgerungen ziehen. Diese müssen sich ihre kulturelle Selbständigkeit immerhin erhalten haben, ging ja gerade von ihnen der Afrikazug aus. Anders steht es bei den schlesischen Wandalen, wo im 4. Jh. außerdem die gotische Kulturwelle aus Ostgalizien die einheimische Keramik verdrängt. Die Auflockerung setzt aber jedenfalls von Süden her ein.

Das Gefäß, Fig. 19, ist eine provinziäl-römische Arbeit und trägt Muster der pannonisch-dakischen Stempelkeramik. Ich wandte mich daher an den ausgezeichneten Kenner dieser Keramikgruppe, Herrn Dozent Dr. Lajos Nagy vom Fövárosi-Múzeum in Budapest, der mir in entgegenkommendster Weise folgende Begutachtung für die vorliegende Publikation zur Verfügung stellte.

„Das Profil des Gefäßes, Fig. 19, aus Czéke ist innerhalb Pannoniens während der ersten Hälfte des 2. Jh. in Aquincum anzutreffen, doch handelt es sich immer um rohe Küchentöpfe ohne eingedrückte Ornamentik. Bezüglich der Verzierung des Gefäßes, Fig. 19, ist eine Verwandtschaft mit der späteren Phase der pannonischen Stempelkeramik festzustellen, die seit der Mitte des 2. Jh. einsetzt, als die Nachahmung der westlichen Terrasigillata bei den pannonischen Töpfern stark zu spüren ist: die freie Imitation des sogenannten Arkadenstiles ist der Fall auch hier. Eine ähnliche Dekoration wie auf dem Gefäße von Czéke zeigt ein Gefäß aus Csetény (Museum Veszprém, Inv.-Nr. 3548) von der Form Drag. 37, hier wiedergegeben in Fig. 30. Es ist aus grauem Material und besitzt einen grünlichgrauen Überzug; es gehört in die Mitte des 2. Jh. Eine noch bessere Entsprechung bietet ein Bruchstück von Aquincum (Museum Aquincum, Inv.-Nr. Mh 50), ab-

gebildet in Fig. 31. Das Material ist hart und graukörnig, die Außenseite besitzt einen schwarzen Überzug, die Innenseite ist roh und eingekerbt wie bei Krügen. Den Ziermotiven nach handelt es sich um ein von der Aquincumer Fabrik des Resatus abhängiges Erzeugnis aus dem Ende des 2. Jh.

„Nach meinen Feststellungen hat die pannonische Stempelkeramik von 70 bis 250 geblüht, dann verschwindet sie, um aber um die Mitte des 4. Jh. wieder aufzutauchen. Diese spätere Stempelkeramik unterscheidet sich indessen von der aus früherer Zeit wesentlich. Diese Stücke kommen nur in den längs der Donau gelegenen Lagerplätzen vor. Das Material besteht aus grauem, hart gebranntem, körnigem Ton mit grünlichem oder schwarzem Überzug. Zur Ausschmückung sind bloß wenige Stempel verwendet, die dann so tief eingepreßt werden, daß ihre Form zumeist an der Gefäßinnenseite noch sichtbar ist. Eine vollständig erhaltene Tasse, reihenförmig verziert mit S-förmigen Ornamenten und 13-strahligen Kreisen, stammt aus Dunapentele-Intercisa, gefunden in einem Grabe des spätrömischen Friedhofes, zu dessen Beigaben noch eine bronzene Armbrustfibel, die Reste eines spätrömischen Gürtelschmuckes und eine KB des Valens gehören (National-Museum, Budapest, Inv.-Nr. 1911, 51/24). Eine in der Form abweichende Tasse ist in Fig. 32 zu sehen, sie stammt aus Nagy-Tétény (Campona); die Fundumstände sind unbekannt (National-Museum, Budapest, Inv.-Nr. 1885, 131). Zweierlei Stempel sind in Gruppen zusammengestellt, eine liegende S-Figur und kleine Rosetten. Diese Gefäßform tritt auch im Westen auf, und zwar mit ähnlicher Stempeldekoration (34, VII, 1915, S. 89, Abb. 22). Ursprünglich ist sie aber in der Keramik des Ostens nachzuweisen; wir finden sie in der späten kleinasiatischen Töpferei, vornehmlich in Olbia (Knipowitsch, Materialien zur römisch-germanischen Keramik IV, S. 43, 51, Typus 44, Taf. 6/3 und 9/7—9). Ein ähnliches Gefäß sah ich auch im Museum Thessalonike. Auf einem rotfarbigen Gefäß von Aquincum (Museum Aquincum, Inv.-Nr. C 44) sind bloß sich kreuzende Linien zu sehen. Der Profiltypus ist in der spätrömischen Keramik der Donaugegenden sehr häufig, zumeist allerdings ohne Verzierungen; er verschwindet in Pannonien mit dem Aufhören der römischen Herrschaft.

„In Dakien ist die vorkragende Form des Gefäßes, Fig. 19, aus Czéke belegt in Porolissum (22, V, 1914, S. 85, Abb. 15/9). Die Stempelkeramik blüht in Dakien von 150 bis 250. Pannonien importiert dorthin stark, aber auch einheimische Fabrikate kommen dort vor. Nun weist gerade die daki-sche Stempelornamentik eine große Ähnlichkeit mit der Verzierung von Czéke auf (Rosetten, Halbkreise). Zu vergleichen sind die Funde aus Apahida (24, 1901, S. 239 ff., Taf. 3/36—38 und Taf. 4/40—42) und aus Porolissum (22, 1911, S. 87, Abb. 24, 25, 28; 22, 1913, S. 150 ff., Abb. 19 und 20; 22, 1914, S. 82, Abb. 11/1, 4—7 und Abb. 15/9, 12, 13; 22, 1915, S. 83 ff., Abb. 27/2—4 und Abb. 28/1, 2), wobei besonders das letzte Zitat der Verzierungstechnik von Czéke am nächsten steht. Ich erwähne ferner noch als Fundort Lechinta-de-Mures (Dacia II, 1925, S. 334, Taf. 14/5 und Taf. 15/12). Ein Schalenfragment aus Apulum hat Béla Cserni (Jahresbericht VII der

hist.-archäol. und naturwiss. Gesellschaft des Kom. Alsó-Fehér, 1895, Taf. 3/1) veröffentlicht, es weist mit der Dekoration von Czéke ebenfalls Übereinstimmung auf.

„Zusammenfassend kann gesagt werden, daß im pannonisch-dakischen Materialbestand ein mit dem Gefäß, Fig. 19, aus Czéke vollkommen übereinstimmendes Stück noch nicht gefunden wurde. Bezüglich Verzierung und Material ähnliche Gefäße kommen jedoch vor und berechtigen zu der Annahme, daß die Fabrik des Exemplares aus Czéke innerhalb dieser Provinz zu suchen ist. Was die Datierung betrifft, so kann das Gefäß, Fig. 19, aus Czéke nicht später als um die Mitte des 3. Jh. entstanden sein, da die Stempelkeramik in Pannonien und Dakien um diese Zeit ganz verschwindet, um erst wieder um die Mitte des 4. Jh., und zwar in durchaus veränderter Formgebung und mit durchaus verschiedenen Dekorationsmotiven aufzutreten.“

Wir sehen also, daß der Befund des Gefäßes, Fig. 19, zu einer älteren Datierung führt, als unsere Untersuchung der übrigen Beigaben ergab. Während die Schmuckstücke in Czéke für die Zeit um 300 sprechen, weist das Gefäß, Fig. 19, auf die Zeit vor der Mitte des 3. Jh. Gerade im 3. Jh. sind nun 50 Jahre eine zu große Zeitspanne, als daß wir darüber stillschweigend hinweggehen könnten. Dazu kommt, daß wir den Fund von Czéke eher nach als vor 300 ansetzen könnten. Die Frage ist außerdem deshalb von großer Wichtigkeit, weil es sich um das früheste Einsetzen der nach Mitteleuropa auswirkenden pontisch-germanischen Kulturströme handelt. Es ist für die Beurteilung der übrigen mitteleuropäischen Funde von entscheidender Bedeutung, ob ein Fund von dem Charakter wie der aus Czéke bereits vor 250 in den Boden kommen konnte oder nicht. Es handelt sich ja um kein zufälliges Einzelstück, sondern um das Auftreten eines geschlossenen, vielseitigen Verbandes. L. Nagy hat oben nachgewiesen, daß das Gefäß, Fig. 19, zur späten Phase der ersten Stempelkeramik gehört, die wie Fig. 30 und Fig. 31 in Pannonien von 70—250, in Dakien von 150—250 datiert werden muß, und eine besondere Verwandtschaft gerade mit dem dakischen Dekorationsstil aufweist (infolge der ungenügenden Abbildungen in der aufgezeigten Literatur mußten wir darauf verzichten, ein Beispiel für die dakische Stempelkeramik hier vorzuführen). Mit der jüngeren Stempelkeramik, die wie Fig. 32 in Pannonien ab 350 auftritt, hat das Gefäß Fig. 19 schon deshalb nichts zu tun, da die Stempelmusterung von der früheren Gattung, zu der auch Czéke gehört, völlig abweicht.

Die Annahme, daß die Wandalen in Czéke ein provinzialrömisches Töpfererzeugnis über 50 Jahre lang in Gebrauch hatten, wäre eine denkbare Erklärung der Sachlage. Sie befriedigt aber nicht völlig, muß als Ausweg erscheinen und führt vor allem zu einer Umgehung der sich aufrollenden Frage. Ich möchte nun meinen, in einer anderen Arbeit (21) vorgebrachten Hinweis nicht unerwähnt lassen, daß nämlich in den westgotischen Gräberfunden von Maroslekencze in Siebenbürgen die jüngere Stempelkeramik, zu der auch Fig. 32 gehört, bereits in der ersten Hälfte des 4. Jh.

auftritt. L. Nagy hat uns gezeigt, daß diese Stempelkeramik östliche Verbindungen besitzt. Vielleicht läßt dieser Umstand doch darauf schließen, daß das Auftreten der Stempelkeramik bei den Germanen anders beurteilt werden muß als in der Provinz. In Maroslekencze handelt es sich um ein früheres Auftreten als in Dakien und Pannonien; das scheint klarzulegen, daß die Westgoten in Siebenbürgen zu Beginn des 4. Jh. vielleicht bessere Beziehungen zu den Pontusstädten besaßen als die Provinzialen. Anders steht der Fall in Czéke. Hier werden wir bis auf weiteres annehmen müssen, daß die römischen Fabriken den vandalischen Markt noch mit einer Ware beschickten, als in der Provinz keine Nachfrage mehr nach ihr bestand. Daß sie aber noch von den römischen Fabriken erzeugt wurde, scheint mir näher zu liegen als die Annahme, das Gefäß Fig. 19 wäre erst 50 Jahre nach seiner Anfertigung in den Boden gekommen. Ich halte es für durchaus möglich, daß das Gefäß aus Dakien und nicht aus Pannonien bezogen wurde. Doch wird auch das Erzeugnis, gerade die ausschließlich für den Export bestimmte Handelsware durch die Nachfrage beeinflußt worden sein.

Es ist das große Verdienst von G. Kossinna, auf die ostgermanischen Funde der Spätkaizerzeit in der Slowakei und in Nordungarn hingewiesen zu haben. Er berichtete darüber in zwei Arbeiten (32, 1905, S. 383 f. und bei 12, S. 122), denen C. Diclescu (19, S. 3—6) folgte, zuletzt nochmals bei der Veröffentlichung der Ortsgermanenkarte (31, 1924, S. 162 f.). In neuester Zeit hat sich B. v. Richthofen (24, 1930, S. 249—254) mit einem Teil dieser Funde befaßt. Die betreffenden Funde liegen in den Komitaten Hont, Zips, Sáros, Zemplén, Abauj, Szabolcs, Bereg und Szattmar; wir möchten hier nur hervorheben die Funde von Osztrópataka-Ostroviany, Gibárt, Kanyar (24, 1930, S. 250, Fig. 149 links), Kékcse (ebenda, Fig. 149 rechts und Mitte), Nyíregyháza (31, 1924, S. 162, Abb. 1—4), Ardanovo-Ardanháza (24, 1908, S. 260, Abb. 6; ferner ein Grabfund des 3. Jh.). B. v. Richthofen stellt die Veröffentlichung noch mehrerer Fundorte in Aussicht. In diese Liste gehört nun auch das bereits erwähnte Gräberfeld von Hortobágy bei Debrecen und ferner das Brandgrab von Halám bei Lastovce-Lastócz. Da der letztere Fund von der Forschung bisher merkwürdiger Weise übersehen wurde, möchte ich auf ihn hier kurz eingehen. Er wurde von F. Kerner (2, VII, S. 116 f) unter der Fundortsangabe „Puszta Halám bei Lastócz, Bez. Gálszéc, Komitat Zemplin“ angezeigt. Die Puszta ist unter ihrem Namen Halám in den Ortsverzeichnissen nicht feststellbar, sie wurde wahrscheinlich seitdem zur nahen Ortschaft eingezogen. Es handelt sich aber sicherlich um das heutige Lastovce, Bez. Sečovce in der Slowakei, das etwa 13 km nordwestlich von Czéke-Cejkov gelegen ist. Hier wurde außer der unverzierten Brandurne ein Schildbuckel, eine Messerklinge, ein „Griffel mit einem länglichen Knopf in der Mitte“, eine Schere, zwei Sporen und zwei Lanzen spitzen, alle Stücke aus Eisen, gehoben. Der Stangenschildbuckel, die Schere und ein Sporen lassen nach der Zeichnung von Kerner (2, VII, Fig. 50 und 51) mit Sicherheit erkennen, daß es sich um ein vandalisches Brandgrab aus dem 3. Jh. han-

delt. Trotz meiner eifrigen Nachforschungen sind die Funde bisher in den Wiener Museen leider nicht aufzufinden, obwohl sie ja Herrn K e n n e r durch Emanuel von G r a f f e n r i e d vorgelegt wurden. Vielleicht hat sie aber der Besitzer der Puszta, Nikolaus von S z e m e r e in Lastócz, wieder zurückerhalten.

K o s s i n n a schreibt die von ihm aufgezählten Funde den wandalischen Hasdingen und Lakringen, aber auch den Gepiden zu. Als sicher wandalisch dürften folgende (in zeitlicher Anordnung) anzusprechen sein: Hortobágy, Kanyar, Kékcsé, Lastovce, Lastócz, Gibárt und Osztrópataka; wahrscheinlich wandalisch sind auch das Frauengrab des 4. Jh. aus Nyíregyháza (Rollenfibel wie in Osztrópataka und Sacrau) und die Bronzefibel des 4. Jh. aus Bodrog-Latorcza. Dies wären die Komitate Sáros, Abauj, Zemplén, Szabolcs und Hajdú. Alle Funde gehören ins 3. und 4. Jh. Daraus ergibt sich wohl mit Deutlichkeit, daß Czéke-Cejkov im wandalischen Siedlungsgebiet liegt. Wenn K o s s i n n a (31, 1924, S. 162), der unseren Fund nur aus der Literatur kannte, eher an Gepiden denken will, so entschloß er sich dazu wohl wegen der geographischen Lage. Diese Bedenken dürften jetzt durch den Fund von Lastovce-Lastócz zerstreut worden sein. Alle bisher beobachteten Grabfunde dieses Siedlungsgebietes zeigten, daß im 3. Jh. die Leichenverbrennung, im 4. Jh. die Skelettbestattung herrschten. Es ist nun des öfteren betont worden, daß bei den Wandalen Waffen nur in die Gräber einfacher Krieger beigegeben wurden, diese in den Fürstengräbern jedoch fehlen. K. T a c k e n b e r g (31, 1930, S. 295) ist sogar so weit gegangen, daraus Unterscheidungsmerkmale zwischen wandalischen und gotischen Gräbern aufzustellen. Ich habe schon darauf hingewiesen (21), daß die gotischen Gräber von Kertsch und von Mitteleuropa doch aus einer späteren Zeit stammen. Nun enthält aber auch das Frauengrab von Nyíregyháza aus dem 4. Jh. kein einziges Eisenartefakt, nicht einmal eine Schere. Auch M. J a h n (44, I, S. 98) sagt, daß in den wandalischen Kriegergräbern des 4. Jh. im Gegensatz zu früherer Zeit Waffen verhältnismäßig selten beigegeben wurden. Ich denke also, daß zeitliche Unterschiede hier doch mitbestimmend gewesen sein können.

So wie wir jetzt die einzelnen Bestandteile des Fundes von Czéke-Cejkov vor uns haben, dürfen wir annehmen, daß es sich um Beigaben aus dem Skelettgrab einer wandalischen Fürstin handelt. Die schon oben im einzelnen hervorgehobenen Vergleichsmöglichkeiten zwischen den Schmuckstücken von Sacrau, Osztrópataka und Czéke würde ich als keinen positiven Beweis für eine wandalische Stammesgemeinschaft ansehen. Die aus dem Pontus kommenden Kleinodien entstammen der gotischen Mode und werden überall bereitwilligst aufgenommen. Auch die Glasgefäße kommen aus dem Südosten. Bei den Bronzegefäßen scheint nun eine wandalische Besonderheit schon vorzuliegen. Letzten Endes beweist den wandalischen Charakter des Fundes von Czéke-Cejkov die Keramik, und zwar, wie wir bereits hervorgehoben haben, alle drei Gefäße Fig. 19—21.

Der Fund von Czéke bietet mannigfache Gelegenheit, auf die 1. pon-

tisch-germanische Denkmälergruppe näher einzugehen. Ich hatte ihre zusammenfassende Darstellung auch in Aussicht gestellt (21). Da zu diesem Zwecke jedoch noch mehrere Museumsreisen notwendig sind, muß ich mich hier leider darauf beschränken, nur auf die wichtigsten Vergleichsstücke hinzuweisen, um das Erscheinen der vorliegenden Materialpublikation nicht länger aufzuhalten. In Betracht kommt vor allem der oben schon öfters erwähnte Fund von Osztrópataka.

Die beiden Funde von Osztrópataka, Bez. Kisszeben, Kom. Sáros, heute Ostroviany, Bez. Sabinov in der Slowakei, spielen in der wissenschaftlichen Literatur eine große Rolle, ohne daß es bisher zu einer wissenschaftlich befriedigenden Materialpublikation gekommen wäre. Es ist vielleicht nicht unerwünscht, auf die älteren Erwähnungen einzugehen, insbesondere da diese mehrere Widersprüche enthalten.

Der erste Fund wurde im Jahre 1790 gehoben, kam in die Antikensammlung des Kunsthistorischen Museums Wien und wurde von J. Arneht (1, Taf. GIXS und Taf. III und III a) publiziert. Da der Faltstuhl aus Bronze gefertigt ist, wird er nicht abgebildet, wird aber S. 30 als zum Funde gehörig erwähnt. Auf der Taf. GIXS finden sich die sieben Goldstücke Nr. 112—118, ferner der Silberlöffel Nr. 94 und die Silberfibel Nr. 97 abgebildet. Auf den Taf. III und III a sind der silberne Trinkbecher Nr. 4 und die silberne Tasse Nr. 88 wiedergegeben. Vergleicht man die Angaben im Text, die sich auf die einzelnen Bestandteile des Fundes beziehen, mit denen im Fundortsverzeichnis auf der letzten Seite, so ergeben sich Widersprüche. Im Verzeichnis fehlt der Goldbecher Nr. 112, die Goldfibel Nr. 118 mit der Inschrift UTERE FELIX und die Silberfibel Nr. 97. Im Text fehlt ebenfalls die Zuschreibung der Inschriftfibel an unseren Fund; das wird aber dadurch aufgehoben, daß S. 30 außer dem Goldbecher noch sechs goldene Antiken und S. 60 die Stücke Nr. 112—118 ausdrücklich mit der Fundortsangabe versehen werden. Auffallend ist nun, daß S. 30 nur zwei silberne Antiken genannt werden. Daß damit nur der Becher und die Tasse gemeint sein können, geht daraus hervor, daß S. 60 der Löffel und die Silberfibel ebenfalls nicht genannt werden. Dazu kommt noch, daß S. 79 vermerkt wird, daß sich der Löffel und die Silberfibel „im Kasten IV bei den im Saroser Komitate gefundenen Gegenständen“ befinden. Wenn also der Löffel wenigstens im Verzeichnis dem Funde zugesprochen wird, so vermißt man für die Silberfibel im Werke von Arneht eigentlich jeden Anhalt, daß sie in Osztrópataka gefunden wurde. Die widersprechenden Angaben bei Arneht wird man wohl auf bereits damalige Unklarheiten über die Zusammensetzung des geschlossenen Fundes zurückführen müssen. Leider geben auch die amtlichen Akte über die Erwerbung des Fundes keine Aufklärung über seine Zusammensetzung. Das älteste Museumsinventar stammt aus dem Jahre 1821, es zählt flüchtig die einzelnen Stücke auf, darunter auch einen Silberlöffel und eine Silberfibel; eine Handhabe, diese aber irgendwie nun auch feststellen zu können, fehlt. Später hat man nun offensichtlich die beiden erwähnten Stücke dieser Herkunft verdächtigt.

Veranlassung dazu gab der Umstand, daß sie sicher schon vor 1817 in den Museumsbesitz kamen; mehr läßt sich aber auch nicht nachweisen. Bezüglich der Silberfibel liegt nun sicherlich ein Irrtum vor. Denn daß eine Fibel vom Mittel-Latène-Schema aus dem 1. nachchristlichen Jh. zu dem Gesamtfund gehören soll, ist so gut wie ausgeschlossen. Die wirklich in Osztrópataka gefundene Silberfibel wird also unerkennbar unter den Museumsbeständen sich befinden. Demgemäß ist auch die Zugehörigkeit des Silberlöffels mit Sicherheit nicht festzustellen. Dagegen liegt kein Grund zu einem Zweifel vor, daß die goldene Inschriftfibel aus Osztrópataka stammt, wie dies manchmal in der Literatur geschieht.

Im Katalog von Sacken-Kenner (3) sind, wie auch sonst in diesem Verzeichnis, grobe Irrtümer unterlaufen. Nicht zum Fund von Osztrópataka gehören die Stücke S. 338, Nr. 92, 94, 95, während bei den Stücken S. 276, Nr. 274, S. 353, Nr. 85 und S. 354, Nr. 111 die Fundzuschreibung fehlt. Nach diesen falschen Angaben richtet sich auch E. Henszelmann (23, 1865, S. 89 ff. und 30, 1866, S. 40/41). Eine gewissenhafte Aufzählung bringt J. Hampel (4, S. 152/153). Zu den drei Goldfibeln sind Fig. 60 und Fig. 70 genannt; das ist ein Druckfehler. Wie aus der Erklärung der Abbildungen auf S. 188 hervorgeht, sind gemeint Fig. 68, 70 und 71. Hampel rechnet zum Fund sowohl den Löffel als auch die Inschriftfibel, dagegen nicht die Silberfibel. Die Fundaufzählung bei C. Diculescu (19, S. 4) ist falsch. Eine farbige Abbildung der Onyxfibel bringt A. Riegl (18, I, Taf. 2), während die Inschriftfibel (18, I, Taf. 16/4—6) gemäß der in diesem Werke durchgeführten Fundortsbehandlung als „Wiener Fibel“ angesprochen wird. Eine gute photographische Aufnahme der Onyxfibel und einer Goldfibel findet man bei N. Běláev (25, 1929, Taf. 11/4 und Taf. 16/4); im Anschluß an diese Arbeit habe ich mich bereits über die Onyxfibel geäußert (21).

Der zweite Fund von Osztrópataka wurde als Frauengrab am 22. April 1865 gehoben, kam in das National-Museum, Budapest, und wurde zuerst von E. Henszelmann (23, 1865, S. 76 f. und S. 89/96; ferner 30, 1866, S. 39 ff.) veröffentlicht. Den Fund meldet auch F. Kenner (2, IX, S. 157), ausführlicher ist auf ihn J. Hampel (4, S. 154 ff.) eingegangen. Von der neueren Literatur erwähne ich nur die Arbeit von N. Fettich (6, Taf. 15) über die silbernen Preßbleche.

Den aus dem ersten Fund stammenden gegossenen, friesverzierten Trinkbecher aus Silber mit teilweiser Feuervergoldung hat zuletzt Fr. Drexel (57, Taf. 7/3, 4) aufschlußreich behandelt. Er zählt ihn zu den in der Kaiserzeit so beliebten Silbergefäßen, die ihren genetischen Ursprung in der alexandrinischen Kunst haben, wenn sie auch in der Hauptsache in denjenigen Ländern, in denen sie gefunden, auch hergestellt worden sind. Besondere Stücke, wie der Silberbecher von Osztrópataka, mahnen, die Blüte des Kunsthandwerkes in den Provinzen nicht zu unterschätzen (57, S. 178). „Der Becher ist eines der prächtigsten Stücke der ganzen Gattung und gibt eine hohe Vorstellung von dem Können seines Verfertigers. Man möchte ihn

nicht gerade mitten in der Provinz suchen; vielleicht hat er in Aquileia, das ja den Handel nach der Donau hin beherrschte, gearbeitet“ (57, S. 207). Mit der Datierungsfrage des Gesamtfundes von Osztrópataka befaßt sich Drexel nicht näher, er denkt dabei ans 3. Jh. Die Frage ist für ihn deswegen belanglos, weil er den Becher selbst „sicher viel älter“ als das 3. Jh. hält (57, S. 203), wobei er die Fabrikation der alexandrinischen Silbergefäße vom Ende des 1. Jh. bis tief ins 3. Jh. hinein belegt. Wir müssen in diesen Angaben über die Entstehungszeit und Herstellungsortlichkeit ein gewisses Mißverhältnis sehen. Ohne mich auch nur im Entferntesten mit den Kenntnissen eines Drexel messen zu können, scheint es mir doch für die Klärung der genetischen Grundlagen nicht unwesentlich zu sein, einen anderen Standpunkt hier vorzubringen, insbesondere als dazu, wie wir sehen werden, auch die Äußerungen von Drexel eine besondere Stütze bieten. Man muß sich vor allem vergegenwärtigen, daß Drexel gegen die damalige Lehrmeinung, daß Gallien als einziges Fabrikationsgebiet unserer Gruppe in Frage komme, Widerspruch erhob. Gerade der Silberbecher von Osztrópataka erhebt die Richtigkeit seiner Folgerungen „zur Evidenz“. Daß der Becher „sicher in den Donauländern gefertigt worden“ sei, enthält demgemäß hauptsächlich die negative Beweisführung gegen Gallien als Bezugsland. Die Annahme einer donauländischen Anfertigung glaubt Drexel aus dem Darstellungsinhalt des Frieses schließen zu können. Dieser bringt nämlich keine hellenistischen, sondern barbarische Götter. Die männliche Maske mit Kiefernkranz sei der illyrische Hauptgott Silvanus, die andere männliche Maske mit der dakischen Mütze sei gleichfalls ein einheimischer Gott. Gerade aus dieser Deutung hält Drexel (57, S. 245) den lokalen Einfluß auf die Herstellung für erwiesen. Auch andere Einzelzüge sprechen nach Drexel (57, S. 233) gegen eine provinzialrömische Erzeugung. Die Greifengruppe ist ein sehr beliebtes altjonisches Tierkampfschema (57, S. 219 und 220). Auch der Panther mit der vorgestreckten Vorderpranke entspricht der Tierdarstellung des griechischen Kleinasiens. Drexel erklärt dies dadurch, daß die alexandrinische Toreutik diese Tierbilder aus der hellenistischen Kunst Kleinasiens unverändert übernimmt.

Es scheint mir daher nicht ausgeschlossen, daß der Becher aus der Pontusgegend nach Osztrópataka kam, da der Gesamtfund ja auch sonst Schmuckstücke der pontisch-germanischen Denkmälergruppe aufweist. Unsere Gattung ist zudem im Pontus zu belegen und Drexel sagt selbst, daß durch die Gilden alexandrinischer Kaufleute ein lebhafter Verkehr mit Südrußland gewährleistet wird. Ich halte es nämlich für ausgeschlossen, daß die lokale Lage von Osztrópataka auf den Darstellungsinhalt des Bechers einen Einfluß gehabt haben könnte. Die Wandalen, denen der Becher geliefert wurde, erscheinen um 170 in Nordungarn. Bis die Aufnahme des „illyrischen“ (im Sinne von Drexel) Vorstellungsinhaltes erfolgte, wäre wohl die Zeit, die „viel älter“ als das 3. Jh. sein müßte, bereits vorüber. Es steht daher für mich außer Zweifel, daß der Becher nach Osztrópataka gebracht wurde. Dafür gibt es zwei Möglichkeiten: entweder kam er nach Osztró-

pataka durch den spätkaiserzeitlichen Kulturstrom, der vom Pontus zu den Hasdingen drang, oder er wurde von den Hasdingen als altes Erbstück nach Osztrópataka mitgenommen, so daß er also noch einem alten Wohlstand verdankt wird.

Für beide Bezugsmöglichkeiten lassen sich Begründungen anführen. Daß es sich um pontischen Import handeln könnte, beweisen schlagend der Stangenschildbuckel von Herpály (6, Taf. 11) und der fragmentierte Bronzetafel von Sacrau, Gr. 1 (7 a, Taf. 4/6), dessen Tiergruppenfries auch nach Drexel (57, S. 225 und 227) eine Erstarrung jonischer Kunst zeigt und abhängig ist von jonischen Vorbildern in der Art der Schmuckplatte von Vetersfelde. Eine chronologische Beurteilung des Bechers von Osztrópataka aus rein stilistischen Gründen fiel damit fort, denn wir wissen, daß im Pontus die skythisch-mischhellenistischen Motivgruppen lange Lebensdauer besitzen.

Dennoch scheint es mir näher zu liegen, daß der Becher von den Wandalen nach Osztrópataka mitgebracht wurde. Darauf lenkt mich nicht nur die frühe Datierung von Drexel, an die zu zweifeln ich keinen Anlaß habe, sondern auch die Anerkennung von Drexel (57, S. 228), daß die antithetisch gestellten Tiergruppen auf dem Silberbecher von Goslawitz-Wichulla, Kr. Oppeln in Oberschlesien (33, 1918, Taf. 1), an rein hellenistische Toreutik anknüpfen. Dieser Fund wird gewöhnlich ins Ende des 1. Jh. datiert, doch scheinen mir seine Beigaben nicht unbedingt gegen eine noch etwas jüngere Zeitangabe zu sprechen. Jedenfalls kämen wir dann auf jene Zeit, die offenbar Drexel für die Entstehung des Bechers von Osztrópataka im Auge hat. Es ist dieselbe Zeit, die auch den einen der beiden Silberbecher aus Lübsow, Kr. Greifenberg in Pommern, 2. Skelettgrab der Grabung des Jahres 1925 (31, V. Erg. B., 1927, Taf. 15; besser 35, 1928, Taf. 5/2, 3, 5) geliefert hat, der pontisch-germanische Muster aufweist. Das Grab wurde in der Nähe des Grabes aus dem Jahre 1908 aufgedeckt (33, 1912, S. 126 ff.), das ebenfalls zwei Silberbecher, wahrscheinlich italischer Herkunft, enthielt und ins 1. Jh. zu datieren ist. Das Skelettgrab aus dem Jahre 1925 ist noch nicht vollständig publiziert, es scheint, daß O. Kunkel (31, V. Erg. B., 1927, S. 122) ebenfalls an das 1. Jh. denkt, während sich E. Sprockhoff (35, 1928, S. 37) über die Datierung nicht näher äußert. Ich glaube, daß der Becher von Lübsow jünger als der von Wichulla ist, worin mich vor allem die eingeschlagenen, gitterartig gerippten Dreiecke bestärken. O. Kunkel hält den Becher für eine einheimisch-nordische Arbeit, entstanden in Anlehnung an klassische Vorbilder und dem „in unserem Gebiete damals herrschenden Geschmacke glücklich angepaßt“. E. Sprockhoff setzt sich ebenfalls für die einheimische Herstellung ein. Jedenfalls haben wir es mit dem frühesten Auftreten dieser pontisch-germanischen Stempelornamentik zu tun, die dann in Skandinavien zu Beginn des 3. Jh. erscheint.

Sie findet sich vor allem auf Gotland, wo sie sich stilistisch einer gravierten oder eingeschlagenen Verzierungsweise einfügt, deren geometrische

Muster auf Armbänder, Gürtelschnallen, Riemenzungen und Keramik Anwendung finden. Dort sind die grobkarierten Dreiecke einwandfrei im 3. Jh. belegt. Im 4. Jh. wird die Verzierung feiner und zierlicher, so daß dichte Gitter entstehen (17, S. 55); es erfolgt der Übergang zur Technik der skandinavischen Sternornamentik von 350—450. Den einzigen norddeutschen Armbandtypus mit erweiterten, über die Windung hinaus nebeneinander liegenden Enden, hochgekanteten Rändern und eingeschlagenen Stempelmusterung hat E. Sprockhoff (35, 1927, S. 34—40) aus einem Brandgrab bei Sampohl im ehemaligen Kreise Schlochau in Westpreußen publiziert. Sprockhoff zweifelt nicht an dem engen Zusammenhang des Fundes von Sampohl mit der Insel Gotland. Wenn er auch den Fund ausdrücklich unter die gotischen Fernwirkungen stellt, so will er doch das Muster des mit einem Kreise bekrönten Dreieckes nicht als rein gotisch ansprechen. In diesem Punkte unterliegt Sprockhoff der Lehrmeinung von B. Salin (13, S. 158), der das Fehlen dieses Musters in Ungarn und Rußland als Grund sieht, es den Goten abzusprechen. Das gegitterte Dreieck ist nun sehr oft auch ohne die Kreise in stilistischer Verwendung. Vor allem der frühe Fund von Lübsow und die späte Gürtelschnalle von Eisenstadt im Burgenland (25, 1928, Taf. 16/2; 21;) beweisen die Selbständigkeit dieses Motives. Dazu kommt, daß auf der goldenen Riemenzunge von Jaszalszentgyörgy (25, 1928, Taf. 15/3; 21;) die gekerbten Dreiecke ebenfalls schon im frühen 3. Jh. belegt sind. Es ist auch bezeichnend, daß der Silberbecher von Lübsow aus dem Jahre 1925 einen „nodus“ am Fuß besitzt, der, wie wir bereits ausgeführt haben, auf pontisch-mischhellenistische Einwirkungen zurückzuführen ist. Ferner darf hervorgehoben werden, daß auf dem Armring von Valla auf Gotland (17, Abb. 147) außer unserem Dreiecksmuster auch noch S-Schlingen wie auf der westgotischen Riemenzunge von Belgrad (21) Verwendung finden, sie spielen später noch in der Sternornamentik eine Rolle. Daß nun solche pontisch-germanische Stempelmuster in Westeuropa stark verbreitet sind, wundert dann nicht, wenn man die 2. pontisch-germanische Denkmälergruppe, der sie dort zugehören (mit Ausnahme des westgotischen Fundes von Airan), genetisch beurteilt. Wir können uns also wohl heute schon dafür entscheiden, daß die gekerbten Dreiecke durch die 1. pontisch-germanische Denkmälergruppe nach Mitteleuropa gekommen sind, was für die endgültige Datierung des Silberbeckers von Lübsow uns entscheidend zu sein scheint. Bei den Westgoten konnte ich sie bisher erst auf der Gürtelschnalle von Eisenstadt nachweisen. Ob es sich hier um Einflüsse aus der 1. pontisch-germanischen Denkmälergruppe oder um ein kennzeichnend westgotisches Muster handelt, läßt sich nicht entscheiden. Es ist nun interessant, daß wir dieses Gittermuster auch unter den Stempeln von Tongeschirren finden. In der sarmatischen Keramik tritt es im 3. Jh. auf, z. B. in Mogyorós (24, 1906, S. 48). Die gotländische Keramik der Zeit 250—350 bringt ähnliche Stempel (14, Taf. 33). Schwer zu entscheiden ist, welche Stellung diese barbarische Stempelkeramik zu der pannonischen und dakischen der Provin-

zialkultur einnimmt; einige Muster sind jedenfalls gemeinsam. Später tritt diese Technik wiederum in Szentes (5, III, Taf. 463/8, 9) und in der merowingischen Keramik auf; dafür dürften gotische Komponenten verantwortlich zu machen sein. Wir sehen also deutlich, daß die Annahme von Salin im Material keine Stütze findet. Die gitterartig gerippten Dreiecke sind echt pontisch-germanische Verzierungsmuster, genau so wie die oben bereits behandelten Bögen mit Kreisenden. Das merkwürdig frühe Auftreten in Lübsow erklärt sich genau so wie das Auftauchen der Tiergruppen auf dem Becher von Wichulla. Diese mischhellenistischen Motive sind also bereits vor der gotischen Kulturwelle aus dem Pontus nach Mitteleuropa gekommen. Es liegt daher durchaus nahe, den Becher von Osztrópataka, der ja mit denen von Lübsow und Wichulla gleichhalt sein dürfte, diesem Kultureinfluß zu verdanken. Stimmt diese Darstellung, dann haben die Hasdingen den Becher aus Schlesien nach Osztrópataka mitgenommen.

Die goldene Rollenfibel, Fig. 34 (Inv.-Nr. VII, B 355), von L 7, 1 aus dem 1. Fund habe ich in zwei Ansichten wiedergegeben, so daß sich eine auf alle Einzelheiten eingehende Beschreibung hier erübrigen dürfte. Die Fußplatte ist rückwärts eingefaßt von einer Schnurleiste. Der senkrechte Mittelgrat des Bügels trägt locker gestellte Kügelchen, über die eine kornfädige Schnur gelegt ist. Die Kopfplatte fehlt. Der Kopfsteg ist dreimal durchbohrt. Da er keine Randkerbe aufweist, dürfte die Rollensehne durch das Mittelloch gezogen worden sein. Ich halte demgemäß das Stück für eine Zweirollenfibel. Im Gegensatz zu diesen verhältnismäßig frühen Zügen steht der platte Fuß mit dem tütenförmigen, unten geschlossenen Nadelhalter. Das sich zwischen Bügel und Fuß einschiebende Rechteck ist der ornamentale Ersatz für die Bügelumwicklung. Die Fibel, Fig. 34, zeigt demgemäß bereits in der Konstruktion die Zeit des beginnenden 4. Jh. Die obere Sehnensführung, das Zweirollensystem und die (fehlende) Kopfplatte sind Züge, die für die wandalischen Fibeln (44, I, S. 101) kennzeichnend sind. Die Goldfibel, Fig. 35 (Inv.-Nr. VII, B 314), von L 5, 7 aus dem 1. Fund dürfte infolge der Umwicklungen an den Bügelbasen im typologischen Sinne etwas älter anzusetzen sein, doch auch sie wird man vor 300 nicht datieren dürfen. Die Fibel beweist den typologischen Zusammenhang der Fibel mit umgeschlagenen Fuß mit der kreuzförmigen Fibel der Provinzialkultur, ähnlich wie eine Fibel des 2. Fundes (4, S. 155, Fig. 5). Die zwei anderen Fibeln des 2. Fundes (4, S. 155, Fig. 3—4) gehören zum ostpreußischen Typus der Fibel mit umgeschlagenen Fuß (15, S. 27). Die Inschrift-Fibel des 1. Fundes besitzt gewissermaßen ein Gegenstück in einer kreuzförmigen Silberfibel (I, Taf. SVI a/40), die die Antikensammlung, Wien (Inv.-Nr. VII, A 92) verwahrt. Sie stammt aus Seitenstetten in Niederösterreich und wurde vor 1817 gefunden (bei 25, 1929, Taf. 15/7 mit unbekanntem Fundort ausgegeben). Auf der einen Seite des Bügels trägt sie die Inschrift UTERE FELIX, auf der anderen VIVAS. Diese Fibel aus Seitenstetten stammt mit Sicherheit aus dem 4. Jh. Andere Beigaben aus den beiden Funden von Osztrópataka sind bereits in den obigen Ausführungen berücksichtigt worden.

Folgende Typen sind den Funden von Czéke-Cejkov und Osztrópataka gemeinsam: der Armring, Fig. 6, kommt genau so vor; die Verzierungsmuster der eimerförmigen Bommeln, Fig. 4, finden wir auch auf den Fibeln, Fig. 34 und 35; der Halsreif, Fig. 2, mit den rückumwickelten Drahtenden entspricht den Ringtypen aus Osztrópataka (4, Fig. 66, 69 und Taf. 1/1 auf S. 155); die Aufsteckringe des Halsreifes, Fig. 2, werden am Goldbecher als nodus angewendet; gemeinsam ist ferner das Auftreten des Holzheimers und der Glasgefäße. Die beiden Funde von Osztrópataka werden von den meisten Forschern mit Recht den Wandalen zugesprochen; J. Hampel schreibt sie Goten oder Gepiden, G. Behrens (35, 1921/1924, S. 72, Anm. 1) sogar vordringenden Goten zu. Eine solche Annahme ist völlig ausgeschlossen und widerlegt sich schon durch die Datierung dieses Fundes. Als terminus post quem bietet der Solidus der Kaiserin Herennia Etruscilla (249—251) die Gewähr. Als frühester Ansatz kann jedoch erst die Zeit um 300 angegeben werden; wahrscheinlich gehören die Funde schon in den Beginn des 4. Jh., doch dürften sie etwas älter als die Gräber von Sacrau sein.

Die Preßbleche von Osztrópataka sind in Technik und Stil denen am Stangenschildbuckel von Herpály weit unterlegen (6, S. 246). Demgemäß halten wir auch den Schildbuckel, der zeitlich etwas älter anzusetzen ist, für keinen Wandalenfund. Diesbezüglich steht ihm der bereits erwähnte Tierfries auf dem Bronzeteller von Sacrau näher, wodurch diese sicher wandalischen Gräber eine gewisse Mittelstellung zwischen allen übrigen Wandalenfunden, die nur einen bestimmten hellenistisch-sarmatischen, also einen vom pontischen Standpunkt aus gemäßigten Motivenschatz übernehmen, und den Funden von Herpály und aus Nordgermanien einnehmen. Daß die Wandalen sich z. T. den gotischen Überlieferungen aus der älteren pontischen Metallindustrie verschließen, entspricht ihrer willkommenen Aufnahme provinziäl-römischer Erzeugnisse und ihrer Nachahmung provinziäl-römischer Keramik. Demgemäß sind die pontischen Einflüsse in Sacrau am stärksten und dies war und ist wohl die Ursache, daß man diese Gräber manchmal den Goten zuschreiben will, doch völlig mit Unrecht. In Osztrópataka sind diese skythisch-mischhellenistischen Einflüsse kaum zu spüren (vgl. den Gryllus auf den Preßblechen). Der Fund von Czéke-Cejkov ist von solchen Beziehungen völlig frei. Demgemäß ist er unter allen wandalischen Fürstengräbern der kennzeichnendste, einheitlichste und aufschlußreichste Vertreter.

Unsere Einzeluntersuchungen ergeben folgende kurze Zusammenfassung. Der Fund von Czéke-Cejkov stammt aus dem Skelettgrab einer Wandalin. Als terminus post quem besitzen wir eine Münze aus dem Jahre 139 nach Chr. Unter den genauer zu datierenden Stücken sprechen fürs 3. Jh. der Fingerring, Fig. 8, und das Tonbecken, Fig. 19, für die Zeit um 300 die Besatzgarnitur, Fig. 1, der Halsreif, Fig. 2, und der durch Fig. 3—5 vertretene Halsschmuck, für das beginnende 4. Jh. der Armring, Fig. 6, und der Holzheimer, Fig. 11. Die besten Entsprechungen bieten die Funde von Osztró-

pataka, weiters aber auch die von Sacrau. Wir kommen zu folgenden endgültigen Datierungen: Czéke um 300, und zwar eher später als älter; Osztrópataka um 300 oder Beginn des 4. Jh.; Sacrau bereits sicher Beginn des 4. Jh. Übertragen auf nicht-wandalische Funde entspricht Czéke zeitlich dem Fund von Haßleben bei Weimar. Starke provinzialrömische Einflüsse zeigt Czéke in der Keramik, durch den Fingerring, Fig. 8, den Schlüssel, Fig. 16, die Bronzegefäße und wahrscheinlich auch durch den Beschlag, Fig. 17. Vielleicht weisen einzelne Bronzegefäße und die Glasschale, Fig. 22, auf pontischen Import. Die ostdeutschen Beziehungen, belegt durch die Glas- und Bernsteinperlen, Fig. 23—26, sind in der wandalischen Kultur ebenfalls als importiert anzusehen. Die Goldschmuckstücke, Fig. 1—6, entsprechen der I. pontisch-germanischen Denkmälergruppe, wie sie im freien Germanien infolge der gotischen Kulturwelle, die seit der Eroberung von Olbia kräftig einsetzt, hergestellt wurden. Die stärksten pontischen Beziehungen verrät dabei die Besatzgarnitur, Fig. 1.

Die Eroberung von Olbia wird von B. N e r m a n (14, S. 134) um 236 angegeben. Da sich nun im freien Germanien nicht nur materielle, sondern auch geistige Kulturentlehnungen der gotischen Rückflutung bereits vor der Mitte des 3. Jh. bemerkbar machen, schien für B. N e r m a n die Ansicht berechtigt, daß erst mit der Konsolidierung des gotischen Reiches die Möglichkeit der starken Kulturübertragung gegeben war. Dagegen ist nun einzuwenden, daß die Eroberung von Olbia und Tyras um 255 angenommen werden muß, was auch bereits die Fundumstände bestätigen. Es ergibt sich demnach, daß schon dem durch die Handelsbeziehungen veranlaßten Denarimport aus dem Ende des 2. Jh. in Nordgermanien gewisse Kulturübertragungen aus dem Beginn des 3. Jh. folgten, wofür sich bereits H. S c h e t e l i g einsetzte. Da die Goten in der ersten Hälfte des 3. Jh. am unteren Dnjepr saßen, muß dieses Gebiet als Ausgangspunkt der ersten gotischen Kulturausstrahlungen angesehen werden. Diese können nicht unbedeutend gewesen sein, da sie bereits die Kenntnis der Runen nach dem Norden brachten. Andererseits sehen wir aber, daß die stark pontischen Elemente in der Schmuckindustrie des freien Germaniens tatsächlich erst nach der Mitte des 3. Jh. zu belegen sind. Ein gewisser Höhepunkt wird um 300 oder knapp später erreicht. Der Goldschmuck von Czéke-Cejkov gehört nun dieser Gattung an. Da nun die griechischen Küstenstädte erst um 255 in die Hand der Goten fielen, erledigt sich für uns der Rückschluß, den die Datierung des Gefäßes mit der Stempelverzierung, Fig. 19, vom Standpunkt der provinzialrömischen Keramikchronologie bietet. Es ist nämlich ganz ausgeschlossen, daß Czéke-Cejkov älter als die gotische Besitznahme von Olbia sein könnte.

Leider konnte ein Fundstück von Czéke-Cejkov nicht zur Datierung herangezogen werden. F. K e n n e r (2, VIII, S. 110) meldet nämlich „mehrere Bruchstücke aus milchweißem, sehr dünnem Glas mit senkrecht wegstehenden (aus dem Glase geschliffenen) Stiften, die Ornamente (?) aus Glas tragen“. Ein kleines Bruchstück bildet F. K e n n e r (2, VIII, Fig. 105 c)

ab. Wir haben bereits in der Fundaufzählung betont, daß das Glasfragment verloren gegangen ist. Nach der Beschreibung und der Abbildung können wir aber mit einem Diatret rechnen. Die Entstehung der Diatreta fällt nach den bisher wenigen Anhaltspunkten in das frühe 4. Jh., worin wir eine Übereinstimmung mit der von uns gegebenen Gesamtdatierung unseres Wandalenfundes erblicken.

Literaturverzeichnis.

1. Arneht, Joseph, Monumente des k. k. Münz- und Antiken-Cabinettes in Wien (Wien 1850).
2. Seidl-Kenner, Fundchronik. Unter diesem Titel sind folgende Publikationen gemeint, die hier, weil sie oft verwechselt werden, zur besseren Übersicht vollständig angeführt werden. Die ersten drei Berichte veröffentlichte Johann Gabriel Seidl in Dr. Ad. Schmidls „Österreichische Blätter für Literatur und Kunst“. Die Angaben in eckigen Klammern beziehen sich auf die Berichtsjahre.
 1. [1840—45], 1846.
 2. [1845—46], 1846.
 3. [1846—47], 1847.
 Die folgenden Berichte veröffentlichte J. G. Seidl im „Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen“, hsg. von der kais. Akademie der Wissenschaften, Wien.
 - I. Archiv 1849, II, S. 159—202.
 - II. Archiv 1851, I, S. 205—271.
 - III. Archiv 9, 1852, S. 81—168.
 - IV. Archiv 13, 1854, S. 71—143.
 - V. Archiv 15, 1855, S. 239—336.
 Die folgenden Berichte verfaßte Friedrich Kenner.
 - VI. Archiv 24, 1860 [1856—58].
 - VII. Archiv 29, 1863 [1859—61].
 - VIII. Archiv 33, 1864 [1862—63].
 - IX. Archiv 38, 1867 [1864—66].
3. Sacken, Eduard von — Kenner, Friedrich, Die Sammlungen des k. k. Münz- und Antiken-Cabinettes (Wien 1866).
4. Hampel, Joseph, Der Goldfund von Nagy-Szent-Miklós (Budapest 1885).
5. Hampel, Joseph, Altertümer des frühen Mittelalters in Ungarn. B. 1—3 (Braunschweig 1905).
6. Fettich, Nándor, Der Schildbuckel von Herpály (Acta Archaeologica, Vol. I, Fasc. 3, Kopenhagen 1930, S. 221—262).
7. Dr. Grempler, Der Fund von Sackrau. B. 1 (Brandenburg-Berlin 1887). B. 2 (der 2. und 3. Fund, Berlin 1888).
8. Tischler, O. — Kemke, H., Ostpreußische Altertümer (Königsberg i. Pr. 1902).
9. Blume, Erich, Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit (Mannus-Bibliothek Nr. 8 und Nr. 14; B. I Würzburg 1912; B. 2 Würzburg 1915).
10. La Baume, Wolfgang, Vorgeschichte von Westpreußen (Danzig 1920).
11. Gaerte, Wilhelm, Urgeschichte Ostpreußens (Königsberg i. Pr. 1929).
12. Jahn, Martin, Der Reitersporn, seine Entstehung und früheste Entwicklung (Mannus-Bibliothek Nr. 21; Leipzig 1921).
13. Salin, Bernhard, Die altgermanische Thierornamentik (Stockholm-Berlin 1904).
14. Almgren, Oskar — Nerman, Birger, Die älteste Eisenzeit Gotlands (Stockholm 1923).
15. Åberg, Nils, Ostpreußen in der Völkerwanderungszeit (Uppsala-Leipzig 1919).

16. Åberg, Nils, Die Franken und Westgoten in der Völkerwanderungszeit (Uppsala-Leipzig 1922).
17. Åberg, Nils, Nordische Ornamentik in vorgeschichtlicher Zeit (Mannus-Bibliothek Nr. 47; Leipzig 1931).
18. Riegl, Alois, Die spätrömische Kunstindustrie nach den Funden in Österreich-Ungarn. B. 1 (Wien 1901); B. 2, bearbeitet von E. H. Zimmermann (Wien 1923).
19. Diculescu, C. Constantin, Die Wandalen und die Goten in Ungarn und Rumänien (Mannus-Bibliothek Nr. 34; Leipzig 1923).
20. Beninger, Eduard, Ein germanischer Goldschmuck des 4. Jahrh. aus Steeg am Hallstättersee (Heimatgaue, Zeitschrift für oberösterreichische Geschichte, Landes- und Volkskunde, XII, Linz 1931).
21. Beninger, Eduard, Der westgotisch-alanische Zug nach Mitteleuropa (Mannus-Bibliothek, Leipzig 1931).
22. Dolgozatok de la section numismatique et archéologique du musée national de Transylvanie à Kolozsvár (Klausenburg).
23. Archaeologiai Közlemények. Budapest.
24. Archaeologiai Értesítő; neue Folge. Budapest.
25. Seminarium Kondakovianum. Prag.
26. Eurasia Septentrionalis Antiqua; Zeitschrift für Erforschung der osteuropäischen und nordasiatischen Archäologie und Ethnographie. Helsinki.
27. Ipek. Jahrbuch für prähistorische und ethnographische Kunst. Berlin.
28. Berichte des Westpreußischen Provinzialmuseums. Danzig.
29. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
30. Mitteilungen der k. k. Zentralkommission für Erforschung und Erhaltung der kunst- und historischen Denkmale. Wien.
31. Mannus, Zeitschrift für Vorgeschichte. Leipzig.
32. Zeitschrift für Ethnologie. Berlin.
33. Prähistorische Zeitschrift. Berlin.
34. Berichte der Römisch-Germanischen Kommission (Deutsches archäologisches Institut). Frankfurt a. Main.
35. Mainzer Zeitschrift. Mainz.
36. Sudeta, Zeitschrift für Vor- und Frühgeschichte. Reichenberg in Böhmen.
37. Pic, J. L., Starožitnosti země Česke (Prag 1899—1909).
38. Preidel, Helmut, Die germanischen Kulturen in Böhmen und ihre Träger (Kassel 1930).
39. Altertümer unserer heidnischen Vorzeit. (Herausgegeben vom Römisch-Germanischen Zentralmuseum in Mainz.) B. 1 (1858); 2 (1870); 3 (1881); 4 (1900); 5 (1911).
40. Müller, Sophus, Ordnung af Danmarks Oldsager. B. II. Jernalderen (Kopenhagen 1888—1895).
41. Götz, A., Die althüringischen Funde von Weimar (Berlin 1912).
42. Prussia, Zeitschrift für Heimatkunde und Heimatschutz (früher Sitzungsberichte der Altertumsgesellschaft Prussia), Königsberg i. Pr.
43. Reallexikon der Vorgeschichte. Hsg. von Max Ebert (Berlin 1924—1929).
44. Altschlesien. Mitteilungen des Schlesischen Altertumsvereines, Breslau.
45. Willers, Heinrich, Neue Untersuchungen über die römische Bronzeindustrie von Capua und von Niedergermanien (Hamburg-Leipzig 1907).
46. Kongl. Vitterhets Historie och Antiquitets Akademiens Månadsblad, Stockholm.
47. Montelius, Oscar, Kulturgeschichte Schwedens (Leipzig 1906).
48. Reallexikon der germanischen Altertumskunde. Hsg. von Johannes Hoops (Straßburg 1911—1919).
49. Beltz, Robert, Die vorgeschichtlichen Altertümer des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin (Schwerin i. M. 1910).
50. Memoires des Antiquaires du Nord. Kopenhagen.

51. Nachrichten über deutsche Altertumsfunde. (Ergänzungsblätter zur Zeitschrift für Ethnologie) Berlin.
52. Schetelig, Haakon, Vestlandske Graver fra Jernalderen (Bergen 1912).
53. Götze-Höfer-Zschesche, Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens (Würzburg 1909).
54. Baldes, Heinrich — Behrens, Gustav, Birkenfeld, (Kataloge west- und süddeutscher Altertumsammlungen Nr. 3; Frankfurt a. Main 1914).
55. Germania, Korrespondenzblatt der Römisch-Germanischen Kommission des deutschen archäologischen Instituts, Frankfurt a. Main.
56. Sprater Friedrich, Die Pfalz unter den Römern (Speier am Rhein 1929/1930).
57. Drexel, Fr., Alexandrinische Silbergefäße der Kaiserzeit (Bonner Jahrbücher, H. 118, Bonn 1909, S. 176—235).
58. Bezenberger, Adalbert, Analysen vorgeschichtlicher Bronzen Ostpreußens (Königsberg i. Pr. 1904).

Verzeichnis der Abbildungen:

- Taf. VII: Fig. 1.
- Taf. VIII: Fig. 2.
- Taf. IX: Fig. 3—8.
- Taf. X: Fig. 11.
- Taf. XI: Fig. 12.
- Taf. XII: Fig. 13.
- Taf. XIII: Fig. 14.
- Taf. XIV: Fig. 9 und 15.
- Taf. XV: Fig. 10, 17, 18, 23—29.
- Taf. XVI: Fig. 19.
- Taf. XVII: Fig. 16, 20 und 21.
- Taf. XVIII: Fig. 30—32.
- Taf. XIX: Fig. 33.
- Taf. XX: Fig. 34 und 35.
- Abb. 1: Fig. 22 (S. 192).



Fig. 1



Fig. 2

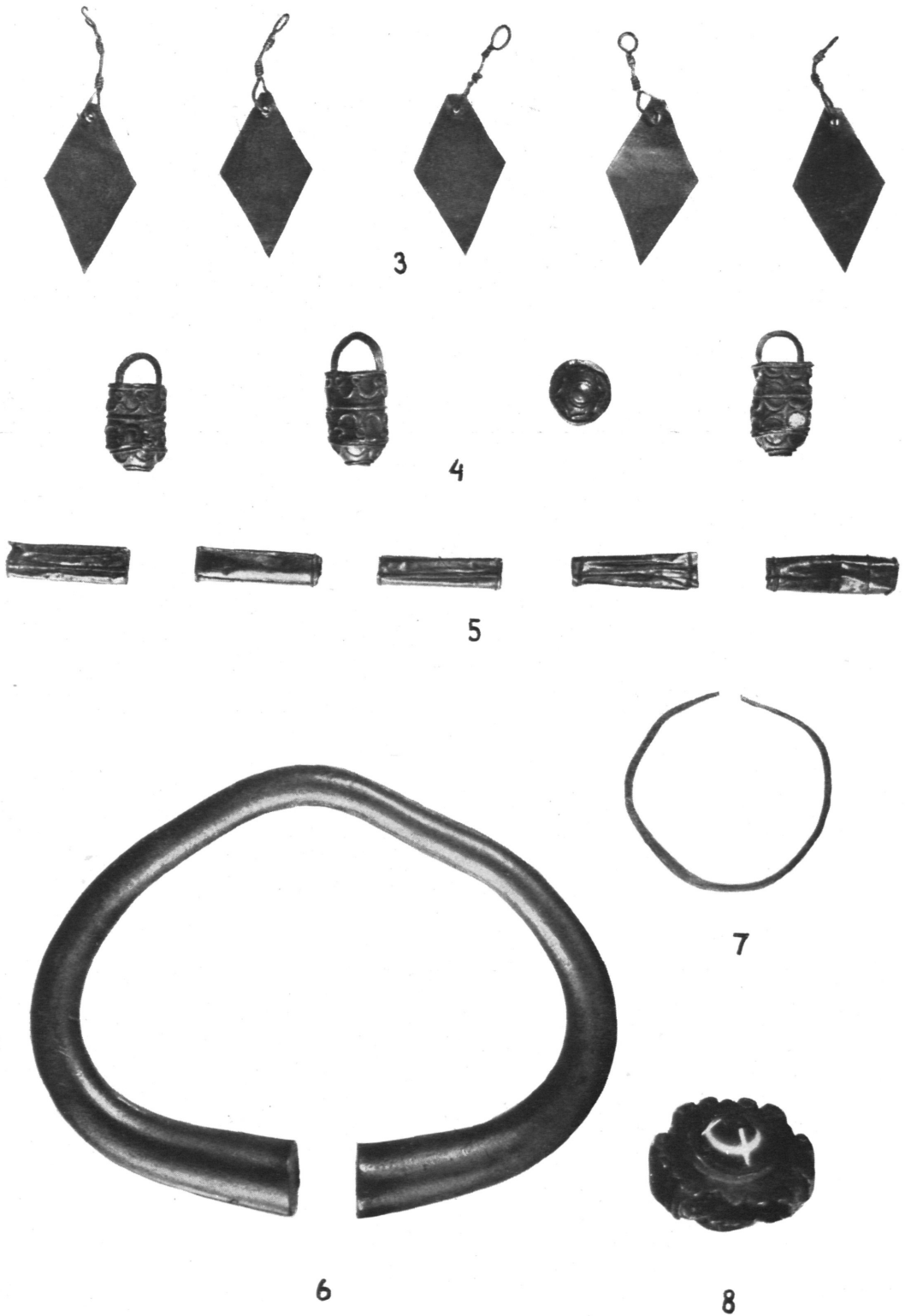


Fig. 3—8



Fig. 11

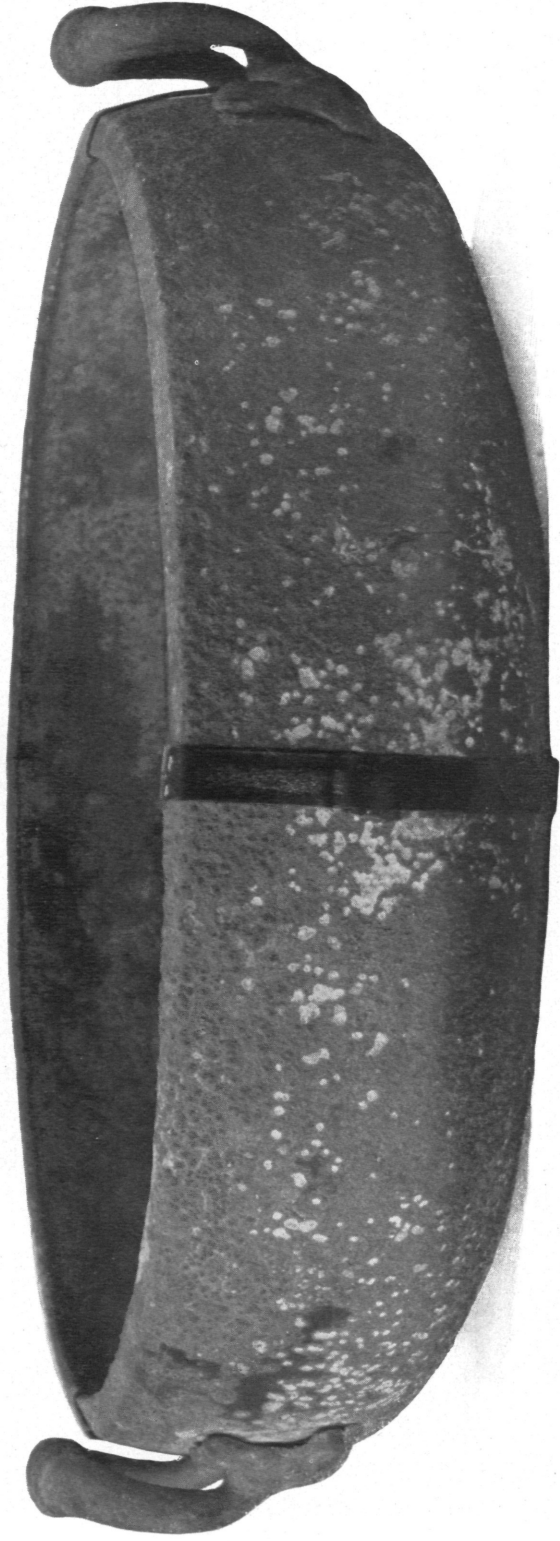


Fig. 12



Fig. 13
Annalen des Naturhistorischen Museums in Wien, Bd. XLV (1931).



Fig. 14

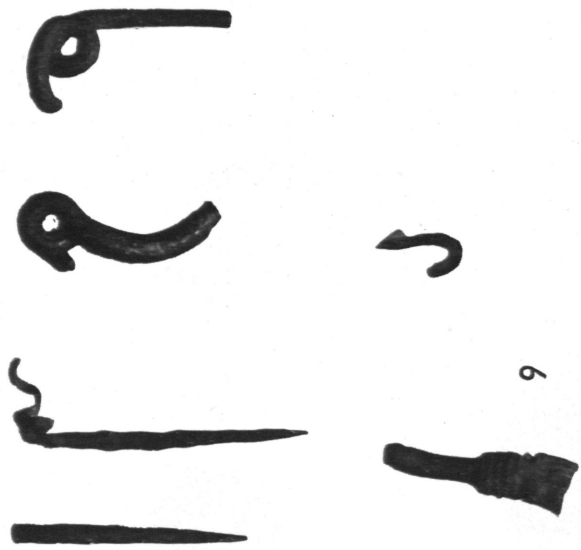


Fig. 9 u. 15

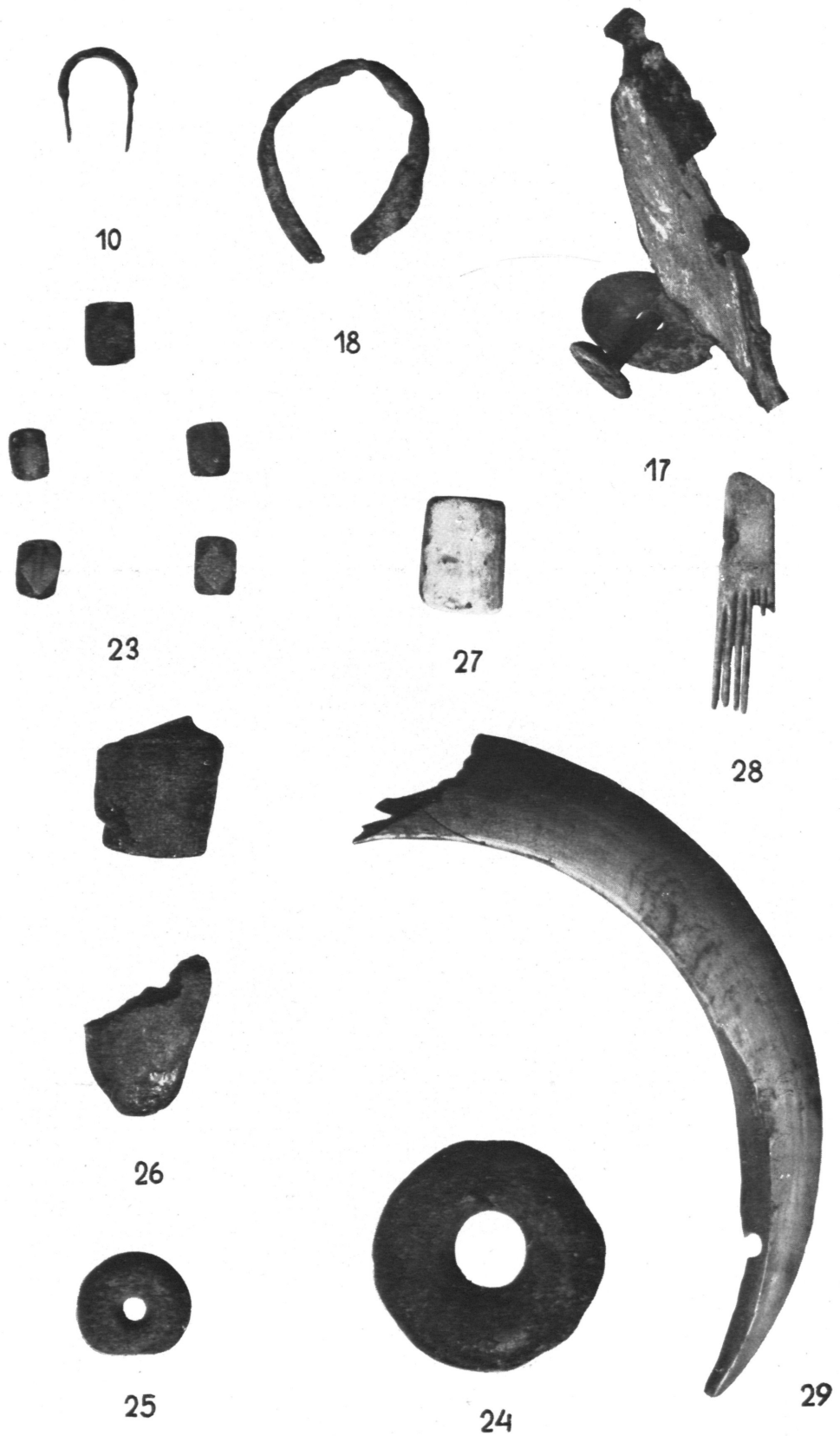


Fig. 10, 17, 18, 23—29

Beninger, Der Wandalenfund von Czéke-Cejkov.

Tafel XVI.

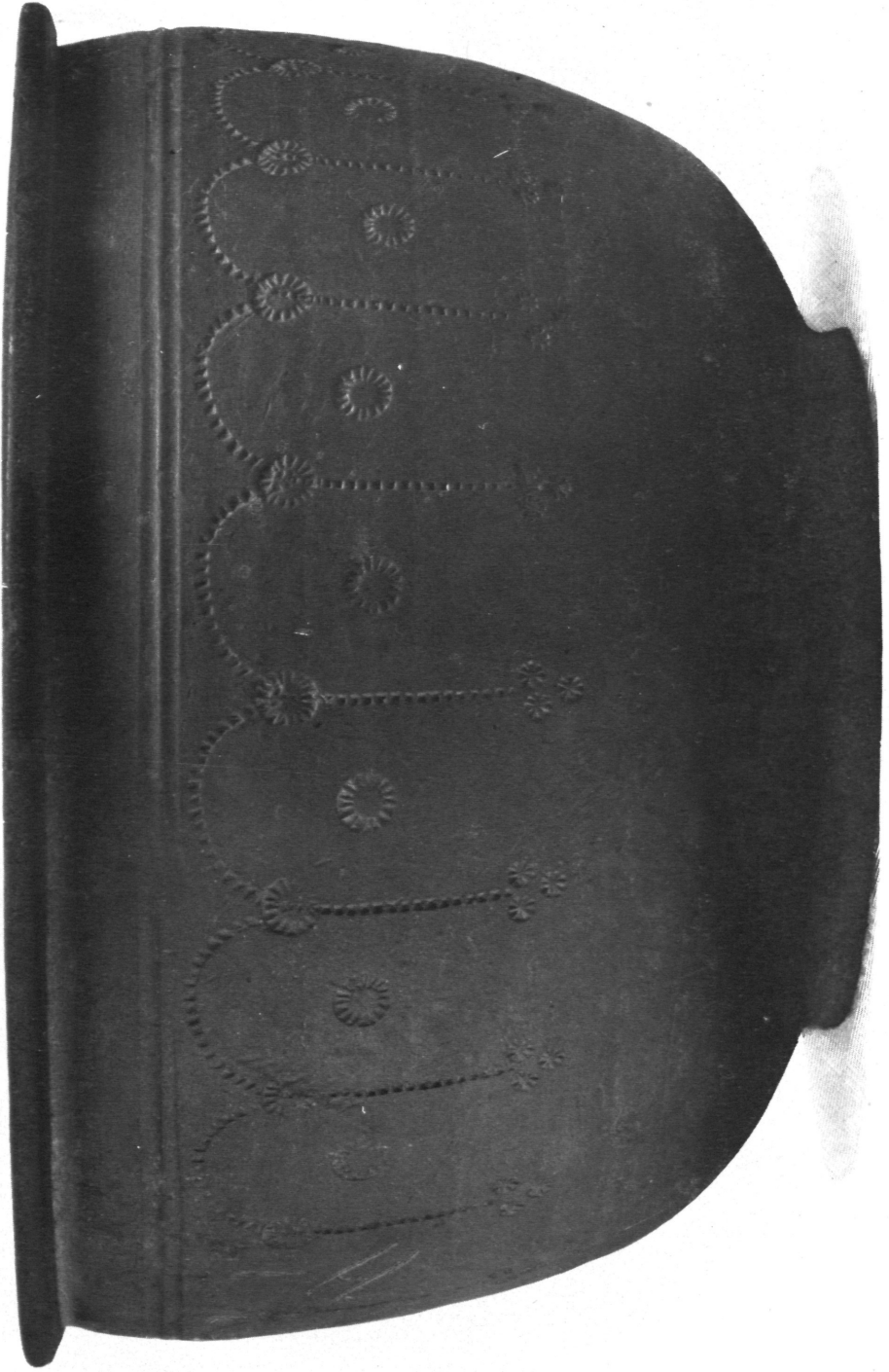
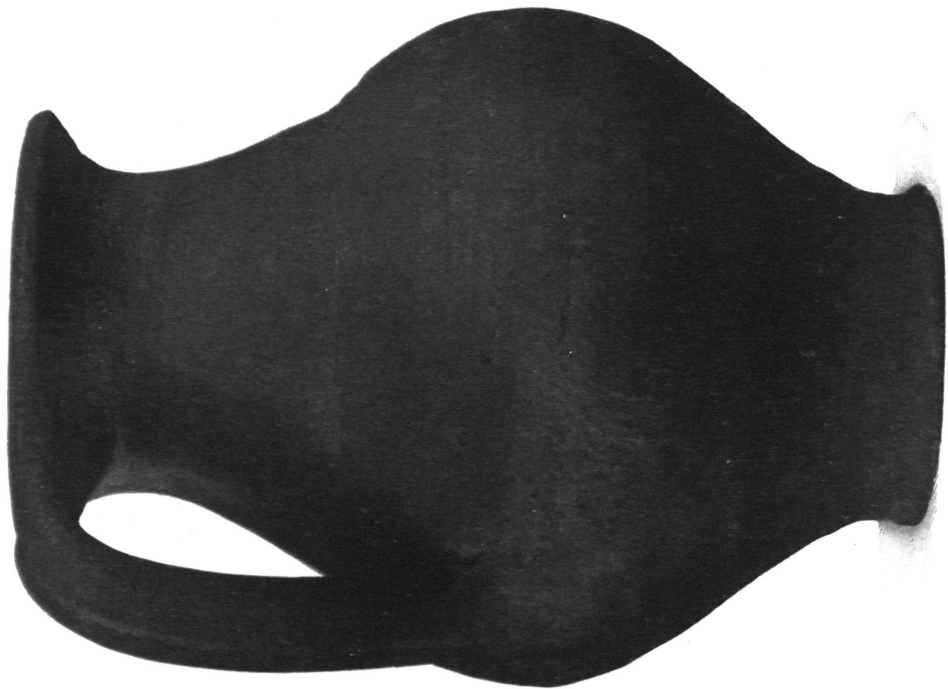
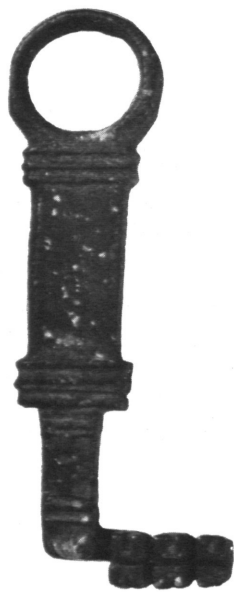


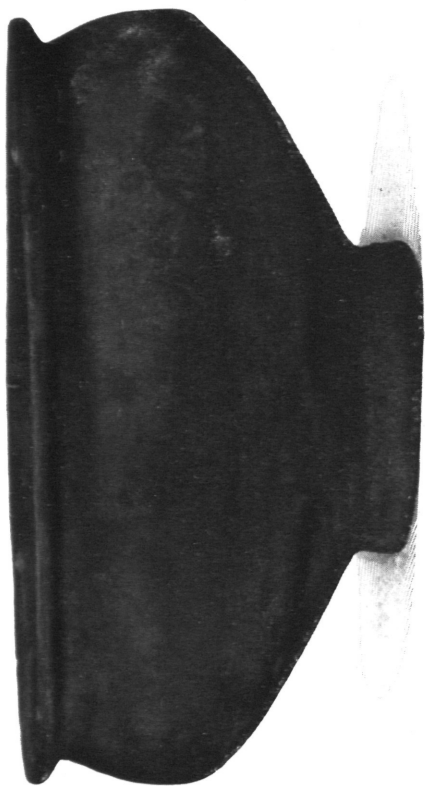
Fig. 19
Annalen des Naturhistorischen Museums in Wien, Bd. XLV (1931).



20



16



21

Fig. 16, 20 u. 21



30



31



32

Fig. 30. Csetény. Fig. 31. Aquineum. Fig. 32. Nagytényi.
Annalen des Naturhistorischen Museums in Wien, Bd. XLV (1931).

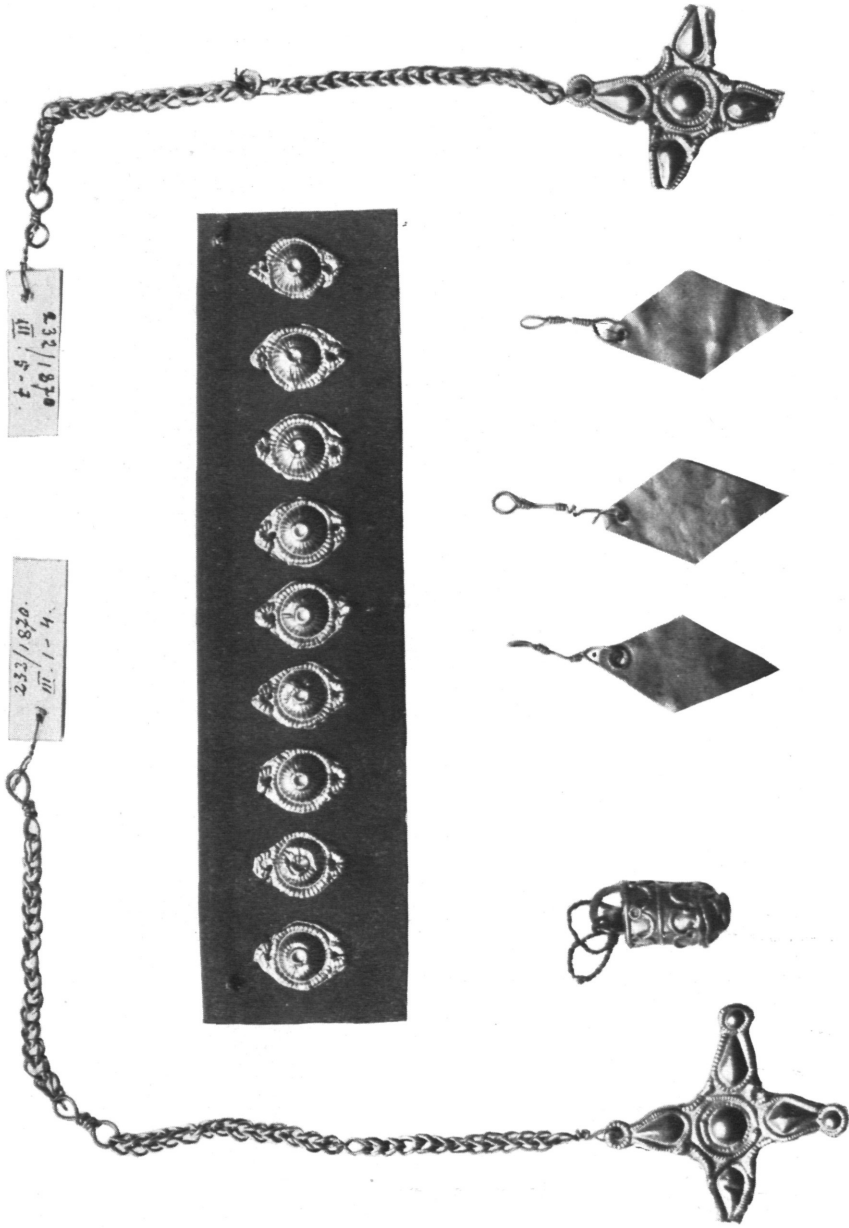
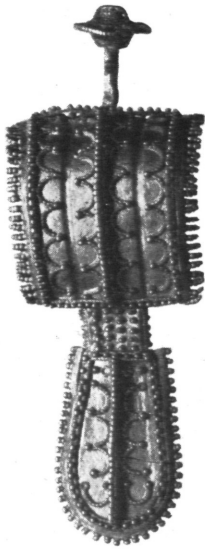


Fig. 33. Ungarn.

Annalen des Naturhistorischen Museums in Wien, Bd. XLV (1931).



34



35

Fig. 34 u. 35

Osztrópataka-Ostroviany, 1. Fund.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Annalen des Naturhistorischen Museums in Wien](#)

Jahr/Year: 1931

Band/Volume: [45](#)

Autor(en)/Author(s): Beninger Eduard

Artikel/Article: [Der Wandalfund von Czéke-Cejkov. \(Tafel VII-XX\) 183-224](#)